



DIE BLUTSAUGER

Anonym (Cyprien Bérard)

Die Blutsauger

Roman

Gottfried Basse, Quedlinburg und Leipzig, 1821

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Philip Burne-Jones - Le Vampire

Die Blutsauger.

Auf der Insel *Lido*, der schönsten unter allen denen, welche Venedigs alterthümliche Palläste tragen, lebte die junge *Bettina* die von Liebe und Hoffnung bewegt, mit Ungeduld auf den Geliebten harrte, dessen Abwesenheit sie schon seit einiger Zeit beweinte und mit welchem sie auf immer vereint zu seyn, so sehnlich wünschte.

Mitternacht war herangekommen. Der schöne, heitere, mit Sternen besäete Himmel Italiens erhellte mit mattem Scheine die Umgebungen von Venedig; aber der Mond hob in der Ferne den majestätischen Pallast des Doge hervor und beleuchtete mit seinem melancholischen Scheine die Hütten der Gondeliere an der Küste von Lido. Unter ihnen zeichnete sich die Wohnung des Oberhauptes der Gondelführer durch ihren Umfang aus und heute erschien sie vorzüglich glänzend; denn eine Menge von Vorbereitungen verkündigten ein nahes Fest.

Aber noch war rings umher Alles ruhig und in tiefen Schlaf begraben. Nur ein leiser Hauch des Windes unterbrach die Stille des nahen Haines und die Stunde schien für die seligen Träume und für alle Geheimnisse der Liebe bestimmt. Da öffnete sich langsam ein Fenster

und Bettina erschien, Durch die Nacht und die Einsamkeit geschützt waren ihre Reize von keinem undurchdringlichen Schleier verhüllt. Das leichte Gewand, das sie bedeckte, ohne sie zu verbergen erhöhte ihre Schönheit. Die schwarzen Locken, welche auf die Schultern herabhingen, hoben die Blässe ihres Gesichts und gaben allen Zügen einen rührenden Ausdruck. Das verlassene Lager rief sie umsonst zurück, denn ein sehr lebhaftes Gefühl schien ihr den Schlaf zu rauben. Ihr Gesicht sprach eine große Unruhe aus und mit gespannter Aufmerksamkeit blickte sie auf das Meer hin, das sich zur weiten Ferne vor ihren Blicken ausdehnte. Das geringste Geräusch schien ein freundliches Bild oder eine selige Hoffnung in ihr zu wecken. Aber plötzlich hebt sich jetzt ihr Busen schneller, während ihr Gesicht von der Freude geröthet wird. Ihre Augen sind auf einen fernen Gegenstand gerichtet, welcher sich zu nähern scheint. Sie glaubt ein schnell ruderns Fahrzeug zu erblicken; sie glaubt es nur, und schon ruft sie den Namen ihres Geliebten. Doch umsonst! Der Schatten eines Felsen, welcher sich anfangs auf den Wellen bewegte und dann plötzlich still stand, hatte sie getäuscht und mit einem tiefen Seufzer beklagte sie nun ihren Irrthum.

Aber welche neue Ueberraschung! Eine süße Melodie läßt sich hören und eine liebliche Stimme singt ein Liebeslied. Der Sänger ist nicht zu sehen; das Gehölz entzieht ihn Bettina's Augen. Wer ist der Sänger? Ist es

Leonti oder ein Fremder? Diese Fragen kann sie sich noch nicht beantworten. Sie hört deshalb dem Gesange noch aufmerksamer zu, aber ach! die Stimme ist ihr unbekannt und ihre Hoffnung ist abermals getäuscht. Doch, jetzt ruft der Sänger plötzlich: »Bettina!«

»O Himmel,« erwiedert diese, »*Leonti!*« Aber kaum ist ihr Ruf verhallt, so kehrt die vorige Stille zurück und der Sänger scheint sich entfernt zu haben, wie nach einem Traume, dessen Bilder das plötzliche Erwachen verwischt, so ist Alles verschwunden. Bettina horcht umsonst, Leonti's Name verhallt am Gestade des Meeres und sie überzeugt sich, daß der Sänger nicht der war, den sie rief. Wer ist aber dieser heimliche Liebhaber, der bei dem Namen eines begünstigten Nebenbuhlers entflieht? Diese Frage ängstigt sie um so mehr, da sie nicht weiß, ob er auch großmüthig genug seyn wird, um es sie nicht zu schmerzlich bereuen zu lassen, daß sie so unvorsichtig durch ein einziges Wort das Geheimniß ihres Herzens verrathen hat.

Bettina liebte Leonti. An demselben Ufer geboren, hatten sie schon ihre ersten Jahre in kindlicher Zuneigung verlebt. Mit der Zeit und den Hindernissen, die sich ihr in den Weg stellten, nahm diese Liebe zu. Ein Streit über unbedeutende Gegenstände trennte ihre Eltern, die sonst in sehr freundschaftlichen Verhältnissen lebten. Bald darauf verließ Leonti, dem Bettina's Vater die Hand derselben verweigert hatte, nachdem auch seine geliebte

Mutter gestorben war, den Wohnsitz seiner Väter, um in den Waffen Schutz gegen sein Unglück zu suchen. Er hoffte, daß der Ruhm einst die Thränen der Liebe trocknen und daß *Torelli* dem Vertheidiger Venedigs das zugestehen würde, was jetzt sein Haß dem bloßen Gondelier verweigerte. In dieser Hoffnung wurde er dadurch noch mehr bestärkt, daß *Verina*, Bettina's Mutter, aus Liebe zu ihrer Tochter, seine Wünsche begünstigte und die Erfüllung derselben selbst herbei zu führen suchte. Leonti hatte schon einen Kampf für sein Vaterland mitgekämpft und sein Regiment war seit einigen Tagen wieder in Venedig angekommen. Er hatte der Geliebten seine Ankunft gemeldet und versprochen, bei dem Feste der Gondeliere zu erscheinen, weil er hier, unter dem Jubel der ausgelassensten Fröhlichkeit, sich ihr zu zeigen und ungestört mit ihr zusammen zu seyn hoffen durfte. Und eben dies Versprechen war es, was alle Gedanken Bettina's beschäftigte und sie verleitet hatte, das Geheimniß ihrer Liebe den ungetreuen Winden anzuvertrauen.

Endlich brach nun der Tag an und ein Freudengeschrei erfüllte die Lüfte. Das Ruder stieß die Gondel vom Ufer ab; das Lied der fröhlichen Gondeliere mischte sich zu den Tönen der Guitarre, und das Echo des Gestades sagte es der Ferne, daß Italiens begeisternder Boden das Vaterland melodischer Lieder ist.

Rings umher herrscht Leben und Freude; Bettina allein

nimmt an der allgemeinen Fröhlichkeit nicht Theil. Nur ein Gedanke fesselt sie: das Fest rückt immer weiter vor und Leonti erscheint nicht.

Jetzt kam plötzlich ein Fremder herbei, dessen Kleidung wie sein Benehmen auf einen hohen Rang deuteten; aber seine wilden Züge, sein unruhiger Blick entsprachen der Seelenruhe nicht, die er zu erheucheln suchte und die tiefen Furchen auf seiner Stirn überzeugten Jedermann, daß ein großer Kummer sein Leben verbittert haben müsse. Man empfing ihn ehrerbietig und fragte, was er begehre?

»Indem ich,« antwortete er, »dem ermüdenden Geräusche der Städte mich zu entziehen suchte, bin ich auf dies Ufer gekommen. Ich schweifte in euren Wäldern umher, als das Jauchzen der Freude mir zu Ohren kam. Der Anblick glücklicher Menschen hat für mich einen unwiderstehlichen Reiz, deshalb bin ich hieher gegangen. Doch, fahrt in euren Spielen ruhig fort, ich werde sie nicht stören!«

Der Tanz und die Spiele fingen nun von neuem an und sehr bald wurde Bettina von dem Fremden bemerkt. Bei dem Anblicke dieser Schönheit, frisch, wie die eben aufgebrochene Blume, verlor sein Gesicht zwar jene dunkle, todtenähnliche Blässe nicht; aber ein inneres Feuer röthete seine Lippen und ein schreckliches Lächeln belebte seine Züge. Er trat näher zu ihr, befragte sie theilnehmend und errieth die Ursache der Unruhe eines

Herzens, das seine heftigen Gefühle nicht verbergen konnte. Er beklagte und tröstete sie, bot ihr seine Dienste an und raubte so, ohne große Mühe, ihr ganzes Vertrauen, das nur zu gern sich einer solchen zuvorkommenden, liebevollen Theilnahme ergab. Des Himmels schönste Gabe ist die Unschuld: aber sie ist wahrlos gegen die vergifteten Reize der Verführung, und wie die Blume des Feldes vom Herbstwinde zerknickt wird, so zerstört ein Augenblick sie auf ewig!

Während sich jetzt die Tänzer auf einen Augenblick ausruheten, trat eine Tyrolerin unter sie. Sie erzählte, daß sie unaufhörlich umher wandere, daß sie in fernen Ländern viel erfahren habe und die Zukunft vorher sagen könne. Sogleich bildete sich ein Kreis um sie her; ihr Gespräch machte Allen Vergnügen, aber Niemand wagte es, sie um sein Schicksal zu befragen, wenn gleich der Wunsch, seine Zukunft zu kennen, noch so lebhaft sprach.

Elmoda las aus den Blicken der Umstehenden, was ein Jeder von ihr fürchtete oder hoffte; sie bewegte ihren Zauberstab in der Luft und mit begeisterter Miene sprach sie, im Gefühle ihrer prophetischen Kraft, also:

»Ihr, die ihr mich umgibt, hört meinen Gesang! Ihr sollt die Wunder einer Kunst kennen lernen, deren Ursprung sich in die ältesten Zeiten verliert. Die weissagenden Gestirne von Chaldäa, die heiligen Geheimnisse der Egypter und die größten Orakel der

Griechen haben sich uns enthüllt.«

»Als Boten der himmlischen Mächte auf die Erde gesandt, sind wir von ihnen bestimmt, das Schicksal der Menschen auszusprechen. An uns richtet eure Gebete, ihr Völker! Beugt euch vor den heiligen Eingebungen, welche wir verkünden, ihr Könige der Erde, denn was wir verkünden, ist Wahrheit!«

»Und ihr Alle, die ihr euer Schicksal kennen lernen wollt, erscheinet vor mir! Mein Blick wird bis in das Innerste eurer Brust dringen.«

Elmoda schwieg; die Gondeliere standen unbeweglich, die jungen Mädchen zitterten und die Stimme der Wahrsagerin, die umsonst Zutrauen zu gewinnen suchte, fing schon an, Furcht und Schrecken um sich her zu verbreiten.

Jetzt aber zog das auffallende Aeußere des Fremden die Tyrolerin auf sich. »Gnädiger Herr,« sagte sie zu ihm, indem sie auf ihn losging, »wollt Ihr eure Zukunft wissen? Ich will Euch sogar das Vergangene sagen, was Euch bis auf den heutigen Tag begegnet ist.« — »Nein!« erwiderte der Fremde mit barschem Tone. Sie wandte sich deshalb an Bettina und sagte: »Gieb mir Deine Hand, schönes Kind! Warum zitterst Du? Armes Mädchen. Du hast viel Kummer. Du erwartest Jemand. Er ist Dein Geliebter.« — »Ihr Bräutigam!« rief Torelli. — »Wie, lieber Vater?« »Ja, er sang in der letzten Nacht unter Deinem Fenster. Ich habe ihn gehört. Er ist auf dem

benachbarten Dorfe geboren, aber er hat seine Jugendjahre unter uns hier herlebt.« — »Wie heißt er denn?« — »Tomaso. Ich habe ihm Deine Hand zugesagt und ich wundere mich sehr, daß er nicht bei unserm Feste erschienen ist.« — »Er wird kommen,« fuhr die Tyrolerin zu Bettina fort. — »Wer?« fragte diese. — »Der, den Du liebst, Doch warte, Dein Schicksal interessirt mich und ich will es ganz durchschauen.« — Nun zog Elmoda mehrere Zauberbilder aus ihrem Busen, mischte sie, untersuchte sie, gebot tiefes Stillschweigen und fuhr dann fort, sie zu prüfen. Eine heftige Bewegung malte sich auf ihrem Gesichte. Ihr Auge irrte umher, ihre Hände zitterten, ihr Mund bewegte sich. »Großer Gott!« rief sie, »ich sehe . . .« — »Was siehst Du?« fragten hastig mehrere Stimmen. — »Ein Unglück, ein abscheuliches Verbrechen.« »Rede!« — »Dieß junge Mädchen . . .« — »Bettina?« — »muß bald . . .« — »Nur?« — »Ja, Bettina muß bald sterben!« . . .

Bei diesen Worten hörte man ein lautes Geschrei. Ein junger Soldat, der vom Walde her eben erst herbeigekommen war, bahnte sich mit Gewalt einen Weg durch den Haufen und indem er auf die Tyrolerin los stürzte, fragte er: »Unglückliche, was unterstehest Du dir zu sagen?« — Es war Leonti. — »Ja,« fuhr Elmoda fort, indeß Bettina todtenblaß wurde und ihre Kräfte verlor, ja, ihr Leben wird bedrohet. Ihr Blut wird sie einen Tropfen nach dem andern verlieren. Zittert für sie zittert für euch,

ihr, die ihr mich hört! Entfliehet Alle von hier, um euch zu retten, denn wisset, daß ein Vampyr« — »O Himmel,« rief Leonti, — »ein Blutsauger! Ist es möglich? Sag, wo ist er?« — »Ja, gewiß, er ist auf diesem Ufer, jetzt gerade mitten unter euch, es ist . . . :« — »Halt ein, Unverschämte!« rief hastig der Fremde dazwischen, indem er einen fürchterlichen Blick auf die Tyrolerin warf. »Höre auf mit Deinen Verläumdungen! Du willst nur Geld dadurch gewinnen — da nimm! Aber bewache Dein eigenes Leben, ehe Du Andern den Tod vorher sagst und entferne Dich jetzt von hier oder fürchte meinen Zorn!«

»O, Bettina!« rief Leonti außer sich, »geliebte Bettina, komm wieder zu Dir! Ich, Dein Geliebter, bin es ja, der Dich darum bittet, der Dich in seinen Armen hält und Dich mit Thränen benetzt, Dein Leben müssen sie Dir wohl lassen. Wer sollte es wagen, Dich anzugreifen, da ich nur lebe, um Dich anzubeten und zu vertheidigen? Fürchte nichts, sondern verlaß Dich ganz auf meine Liebe und meine Rache. Noch ehe ein Feind bis zu Dir gedrungen wäre, würde mein Arm schon bereit seyn, Dich zu rächen und mit diesem Schwerdte, schneller als der Pfeil, der durch die Lüfte schwirrt, das Herz des Schuldigen zu durchbohren.«

Alle waren entflohen, selbst die Tyrolerin hatte sich entfernt. Torelli und Verina standen wie versteinert. Bettina war indeß wieder zu sich gekommen und im

höchsten Grade erstaunt; allein ihr Lächeln, dem das Unglück eine himmlische Sanftmuth gab, die von der Schaamröthe gefärbte Stirn, ihre Verlegenheit, ihre Bewegung, Alles bewies, daß sie nur mit ihrem Geliebten und dem Glücke, in seinen Armen zu seyn, beschäftigt war. Alles Uebrige schien sie vergessen zu haben. Leonti sprach zu ihr, nannte sie mit den zärtlichsten Namen und hielt ihre zitternde Hand fest in der seinigen. Ihr Vater hörte und sah es und doch verrieth sein Blick keinen Unwillen darüber.

»Laßt uns diesen Ort verlassen,« sagte jetzt der Fremde, »und vergeßt einen thörichten Schrecken. Ihr kennt ja die Frechheit solcher Weiber, die nur Geld erwerben wollen und nichts unversucht lassen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Ueber die Gegenwart wagen sie nie etwas zu sagen, weil sie dabei zu leicht Gefahr laufen, daß man ihre Lügen aufdeckt, und so setzen sie dann die Bilder ihrer rasenden Einbildungskraft an die Stelle der undurchdringlichen Zukunft und locken Leichtgläubige durch ihre Weissagungen an sich. Doch, wir müssen wohl von diesem Gespräche abbrechen, um Bettina zu schonen, die nur zu sehr geneigt scheint, jeden traurigen Eindruck in sich aufzunehmen. Kommt, Torelli, wir wollen nach Eurer Wohnung vorangehen und uns indeß über Eure Angelegenheiten und Wünsche besprechen!« Damit gingen Beide in lebhaftem Gespräche fort und langten bei Torelli's Wohnung an.

Leonti konnte eine Bewegung von Eifersucht und Mißtrauen in seinem Innern nicht unterdrücken, der Fremde beunruhigte ihn; allein Bettina zerstreute jeden Verdacht. »Er wird unser Beschützer seyn,« sagte sie, »das hat er mir versprochen. Du siehest, er spricht schon mit meinem Vater, dessen Freundlichkeit uns eine gute Vorbedeutung ist; und wenn es dem Fremden durch seine Vorstellungen, seine Bitten und sein Ansehen gelingen sollte, meines Vaters Zustimmung zu unserer Verbindung zu erlangen, so würde ich ihm mehr, als für mein Leben, verpflichtet seyn. Ach, Leonti, Du Gegenstand meiner sehnlichsten Wünsche! Beste Mutter!« — Thränen der Freude erstickten ihre Worte. Die Arme überließ sich den seligsten Hoffnungen, ohne der Erfüllung derselben gewiß zu seyn.« — Sie langten nun auch bei Torelli's Wohnung an und Alle setzten sich um einen Tisch, der zum Abendessen gedeckt war. Der Fremde mit seinen einschmeichelnden Worten erhob die Freigebigkeit des Wirthes, ermuthigte die beiden Liebenden und nahm Alle, die ihm zugehörten, ganz für sich ein.

Leonti, der vorher nur an die Gefahren dachte, die Bettina bedrohen könnten, beschäftigte sich jetzt nur noch mit den letzten Worten Elmoda's und sann hin und her, wo der Vampyr seyn könnte, den sie meinte. Eine dunkle Ahnung ergriff ihn wider seinen Willen, und der bloße Gedanke an einen solchen Blutsauger erregte ein Grausen in ihm, dessen er nicht Herr zu werden

vermochte. Je schrecklicher es ihm schien, desto mehr bezweifelte er, daß es wirklich Geschöpfe gäbe, die zu allen den Gräueln fähig wären, welche man jenen Ungeheuern zuschreibt. Er fragte den Fremden um seine Meinung und lächelnd antwortete ihm dieser:

»Lange Zeit hat man die Erzählungen von Vampyren für Fabeln gehalten und geglaubt, daß sie nur ein Bild für die verfolgte und unterdrückte Tugend wären. Nur zu häufig sehen wir in der Welt, daß Unschuld und Tugend dem Angriffe der Bosheit unterliegen müssen; nun sagt man, daß Menschen, welche hier auf der Erde dieß Unglück erlebten, wenn sie mit der unbefriedigten Rache im Herzen stürben, nach ihrem Tode wiederkämen und jeden ihrer Schritte mit Blut bezeichneten. Diese Vampyre suchen sich mit unerbittlicher Grausamkeit unter dem schönen Geschlechte das Wesen zum Opfer aus, welches am reizendsten und liebenswürdigsten ist, und in kurzer Zeit wird die, welche sie erkoren haben, ihre Beute.«

»O Gott,« sagte Leonti, »und dennoch befreiet man die Erde von diesen schrecklichen Ungeheuern nicht!« — »Es giebt kein äußeres Merkmal, das sie kenntlich mache; sondern meistens ist ihre Tücke sogar unter dem anziehendsten Aeußern verborgen.« — »Also existiren doch wirklich solche Wesen?« — »Ich habe mich davon überzeugt und ihr mögt darüber nach einer Begebenheit urtheilen, die ich selbst erlebt habe.«

»Ich bin ein großer Freund vom Reisen, und um mein Vergnügen zu erhöhen und stets neue Gegenstände zu sehen, habe ich mich nie an gewisse Länder gebunden, sondern mir die ganze Erde zur Reiseroute vorgezeichnet, indem ich nie zum zweiten Male an einen Ort gehe, wo ich schon gewesen bin. So hatte ich einst auch das weite Gebiet der russischen Czaare durchwandert und reisetete nun über Königsberg und Warschau, wo ich mich einige Zeit aufhielt, zurück. Ich mochte etwa zwanzig Meilen schon wieder von Warschau entfernt seyn, als sich mein Kutscher eines Abends verirrte, so daß der Wagen halten mußte. Es war schon ganz finster und die Pferde konnten in dem tiefen Schnee durchaus nicht weiter kommen, da entdeckte der Postillion ganz in der Nähe ein Schloß und rieth mir, dort ein Nachtlager zu suchen. Ich war gezwungen, diesen Rath zu befolgen und machte mich auf den Weg. Das Thor war geöffnet; ich trat hinein, aber kein Mensch war zu sehen; ich rief, Niemand antwortete. Dennoch war das Schloß bewohnt, denn schon von weitem hatte ich durch die Bäume ein hell erleuchtetes Zimmer gesehen; ich suchte deshalb dies Zimmer auf. Die Stille, welche im ganzen Hause herrschte, und die Finsterniß machten mich wirklich etwas furchtsam; doch, bald sah ich das Licht durch eine Thür schimmern, die ich öffnete. An einem wohlbesetzten Tische saß eine junge, ausgezeichnet schöne Frau; mein Eintreten schien sie nicht zu stören, denn sie regte sich nicht und hatte den

Kopf an einen Sessel gelehnt, als ob sie, von Müdigkeit ergriffen, einem unerwarteten Schlummer unwillkürlich hätte unterliegen müssen. Anfangs bestärkte mich Alles in dieser Meinung; vier Kinder waren um sie her; eins derselben überhäufte sie weinend mit Liebkosungen; zwei andere riefen sie unaufhörlich und ein junges, höchst reizendes Mädchen, die eben erst über die Kinderjahre hinaus war, bemühte sich, die übrigen zum Schweigen zu bringen. Sobald sie mich erblickte, eilte sie mir entgegen und sagte mit liebenswürdiger Offenheit: »Mein Herr, die Mutter hat Ruhe nöthig, denn sie hat den ganzen Tag so viel geweint. Wecken Sie sie ja nicht auf; sehen Sie, sie schläft.« — Ueberrascht fragte ich das schöne Kind, was hier vorgefallen sey? und sie antwortete mir: »Wir aßen zu Abend und ein Freund der Mutter war bei uns. Er sprach und die Mutter weinte. Dann näherte er sich ihr so, daß ich darüber erschrak, doch endlich ging er fort. Aber die Mutter wurde bleich und, indem sie zitternd etwas auf dieß Papier schrieb, rief sie mich plötzlich: Elisca! Ich eilte zu ihr, sie sah mich an, aber ihr Blick machte mich bange, dann schlief sie ein.«

»Jetzt stieg ein schrecklicher Verdacht in mir auf, ich nahm das Papier aus Elisca's Händen und las es. Es enthielt einige abgerissene Zeilen, die sie mit vieler Mühe geschrieben zu haben schien und die ungefähr Folgendes sagten: »Das Ungeheuer! . . . ich habe ihn

gastfreundschaftlich aufgenommen . . . ich liebte ihn und er bringt mich um ich habe nur noch einen Augenblick zu leben, meine Kraft verlischt mein Blut ist ausgesogen ach, meine armen Kinder, was soll aus euch werden!« — Ich untersuchte die unglückliche Mutter, aber jeder Versuch, sie wieder in's Leben zu bringen, war vergebens; sie war nicht mehr. Ein Vampyr hatte sie gemordet.« — »Ein Vampyr?« sagte Torelli. — »Ja, ich habe ihn selbst gesehen.« — »Ihn gesehen?« wiederholte Leonti, vor Wuth zitternd. — »Ja, er kam noch einmal zurück, nahm die reizende Kleine, die ihn mit ihren Händchen schlagen wollte, in seine Arme und in wenigen Augenblicken war auch die schöne Elisca todt. Ich aber eilte mich von diesem Schauplatze des Schreckens zu entfernen.« —

»Wie,« rief Leonti, »Ihr stießet dem Ungeheuer nicht sogleich einen Dolch in's Herz?« — »Das war nicht möglich.« — »Nun, so hättet Ihr den Bösewicht wenigstens der Gerechtigkeit überliefern sollen!« — »Ich hatte wichtige Gründe, die ich Euch nicht entdecken kann, um ihn weniger streng zu behandeln!« erwiderte, heimlich lächelnd, der Fremde. »Doch, es ist schon spät; wir wollen uns entfernen, junger Mann! Lebt wohl, ehrlicher Torelli! Auf Wiedersehen, reizende Bettina!«

Welche verwirrte Gefühle wurden jetzt in Leonti's Seele durch das, was er den Tag über gehört und gesehen hatte, geweckt! Eine unwillkührliche Traurigkeit,

gleichsam die Anzeige eines bevorstehenden Unglücks, bemächtigte sich seiner. Er folgte dem Fremden; aber mit einer unerklärlichen Unruhe schied er dies Mal von Bettina. Besonders in dem Augenblicke, wo die Gondel, welche ihn nach Venedig zurückführen sollte, von Lido's Ufer abstieß, schlug sein Herz heftiger, als je. Selbst das fröhliche Lied des Schiffers konnte seinen Trübsinn nicht zerstreuen, und als die Gondel am jenseitigen Ufer angekommen war, verließ Bettina's Geliebter das Fahrzeug eben so niedergeschlagen, als er es betreten hatte. Der Fremde, welcher noch kein Wort gesprochen hatte, und eben so unempfindlich gegen die Seufzer Leonti's, wie gegen den muntern Gesang seines Fährmanns gewesen war, unterbrach endlich das Schweigen. »Ich muß Euch betrüben,« sagte er zu Leonti; »aber ein Freund hat ja oft schmerzliche Pflichten zu erfüllen, und da ich lebhaften Antheil an Euch nehme, so ist es auch meine Pflicht, Euch zu sagen, was ich weiß.« — »Redet,« erwiederte Leonti hastig, »ich bin auf Alles gefaßt.« — Der Fremde fuhr deshalb sofort: »Bettina's Ohnmacht und der Schrecken, welchen eine elende Landstreicherin allen Gemüthern einzuhauchen wußte, hat heute den ungerechten Haß Torelli's gegen Euch unterdrückt; aber er hat deshalb seine Gesinnung nicht geändert, sondern er beharrt bei seinem ersten Entschlusse. Nur auf meinen Rath und auf meine dringenden Bitten, hat er sich entschlossen, um die

Gesundheit seiner Tochter zu schonen, Euch in seinem Hause zu lassen. Ihr habt einige Augenblicke hindurch ein Glück genossen, das nicht länger währt, als ein Traum. Dies ist das Unglück, welches Euch bevorsteht. Gebt jede Hoffnung auf, diese Bestimmung zu ändern. Torelli hat mir aufgetragen, Euch zu sagen, daß Ihr den Willen eines Vaters respectiren und nie mehr Euch an einem Orte sehen lassen möchtet, wo schon Eure bloße Gegenwart unangenehme Störungen bewirkt.« — »Nun,« erwiderte Leonti, »wenn nichts den Grausamen rühren kann, so will ich fliehen. Ja, weit in die Ferne will ich auf ewig entfliehen! — Doch, was sage ich? Was soll aus Bettina werden? Sie wird vor Gram sterben und ich werde Schuld an ihrem Tode seyn Nein, nein!« rief er wüthend, »ich will sie nicht verrathen, ich werde sie nie verlassen!« — »Wenn Ihr euch nicht von ihr trennen wollt,« sagte der Fremde, »so bleibt Euch nur noch ein Mittel übrig.« — »Sagt, welches?« — »Ihr müßt sie entführen.« — »Entführen! . . . Aber wie? . . . Ohne Unterstützung.« — »Die sollt Ihr finden.« — »Ohne Vermögen.« — »Ihr könnt über das meinige nach Eurem Belieben schalten.« — »Großmüthiger Freund « — »Ich will Euch Dienste in der schottischen Armee verschaffen; ich werde Euch ein Empfehlungsschreiben an den General, der sie commandirt, mitgeben; er ist mein Verwandter und mein Freund und wird für Eure Beförderung sorgen.« — »Aber mein Regiment, mein

Oberst, der mich liebt und mich auszeichnet.« — »Ihr müßt Eure Flucht geheim halten.« — »Meine Ehre!« — »Ich habe durch bittere Erfahrungen Welt und Menschen kennen und über ihre Grundsätze urtheilen gelernt. Auch für Euch wird die Zeit kommen, wo Euch die Heftigkeit der Jugend nicht mehr zu Irrthümern verleitet; dann werdet Ihr durch Erfahrung überzeugt seyn, daß die Ehre ein nichtsbedeutendes Wort, ein leeres Traumbild und eine Täuschung des heuchlerischen Stolzes ist. Junger Mann, laßt solche Thorheiten und denkt an Euer Glück!« — »Wenn mein Glück mich zum Verbrecher macht, so will ich es nicht!« — »Nun, so müßt Ihr auf Bettina verzichten!« — »Ihr entsagen! Unmöglich.« — »So geht meinen Vorschlag ein.« — »Gut, ich will mich Euch blindlings überlassen.« — »Ich werde für Alles sorgen.« — »Ihr müßt uns zur Flucht behülflich seyn,« — »Ein Fahrzeug soll für Euch am Ufer bereit stehen.« — »Wann?« — »Morgen, bei Tages Anbruch.« — »Wohlan!« — »Rechnet ganz auf mich.« — »Lebt wohl!« sagte Leonti mit dumpfer Stimme.

Langsam vergingen indeß die Stunden der Nacht. Während Leonti in der heftigsten Bewegung war, lag Bettina, von den Auftritten des verflossenen Tages ermüdet, sorglos in tiefem Schläfe. Ein heiterer Traum beschäftigt ihre Phantasie, welche ihr das Bild einer glücklichen Zukunft vorhält. Alle Hindernisse sind aus dem Wege geräumt und trunken vor Liebe und Freude

liegt Leonti vor ihr auf den Knien. Er nennt sie seine Vielgeliebte, seine angebetete Gattin und ihr Vater selbst führt sie zum Altare, wo der Priester die Liebenden auf ewig vereinen will. Aber in demselben Augenblicke bricht ein ungeheures Gewitter los. Der Sturm braust, die Blitze folgen hastig einer auf den andern, der Donner krachte so, daß die Säulen des Tempels zusammenstürzen und alles untergeht. Bettina sinkt leblos zu Boden . . . So träumte Bettina, als sie plötzlich aus dem Schlummer geweckt wurde, indem Jemand mit einem kleinen Steine an ihr Fenster warf. Sie erhob sich von ihrem Lager. »Ich erwarte Dich im Walde!« rief ihr Jemand zu. Sie rieb sich die Augenlieder und sah umher, aber es war Niemand mehr zu sehen.

Vor Erstaunen blieb sie einen Augenblick unbeweglich, indem sie nicht wußte, ob das alles ihr nur geträumt, oder ob wirklich Jemand sie gerufen habe; dann aber ermunterte sie sich und überzeugte sich, daß sie nicht bloß geträumt, sondern ganz deutlich Leonti's Stimme gehört habe. »Im Walde?« diese Worte klangen noch in ihren Ohren fort und da ihr Vater abwesend war, so benutzte sie die günstige Stunde, sich schnell anzukleiden und zu der heimlichen Zusammenkunft sich in den Wald zu begeben. Sie irrte lange umher, ohne Leonti zu finden; doch endlich erblickte sie ihn an einem einsamen Orte am Ufer. Er sah bleich und verstört aus und seine Blicke hingen fest an dem Spiegel des

adriatischen Meeres, dessen Ausdehnung er zu messen schien. Bettina eilte auf ihn zu und sagte, als sie näher kam: »Was fehlt Dir, theurer Leonti? Woher kommt es, daß bei meiner Annäherung sich eine solche Unruhe auf Deinem Gesichte malt?« — »Nenne es Ungeduld, Bettina; denn noch heute, ja in diesem Augenblicke muß ich wissen, ob Du mich wirklich liebst.« — »Konntest Du je daran zweifeln?« erwiderte sie. »Seit mein Mund geschworen hat, daß ich keinem Andern, als Dir angehören wollte, habe ich keinen andern Wunsch, keine andere Hoffnung gehegt, als Dich. Während Deiner Abwesenheit haben Sehnsucht und Thränen mich verzehrt; aber weder meines Vaters Zorn, noch alle Hindernisse, die sich meinen Wünschen in den Weg stellten, noch auch das Unangenehme, was ich sonst erdulden mußte, nichts konnte, lieber Leonti, und nichts wird jemals in meinem Herzen die Liebe zu Dir unterdrücken können.« — »Wohlan, so fasse Muth!« — »Die Zeit der Prüfungen ist jetzt vorüber; ein milderes Geschick läßt uns wenig fürchten und alles hoffen.« — »Täusche Dich nicht!« — »Mein Vater hat Dich ja gestern ohne Widerwillen in seinem Hause gesehen.« — »Er verstellte sich!« — Nein, er wird jetzt gewiß in unsere Verbindung willigen.« . . . — »Im Gegentheil hat er mir verboten, Dich jemals wieder zu sehen.« — »Himmel! Wer hat Dir das gesagt?« — »Der Fremde.« — »Der Fremde.« — »Ja, und ich muß nun fort von hier.«

— »Leonti, Du wolltest mich verlassen?« — »Du sollst mit mir fliehen.« — »Wasforderst Du von mir!« — »Das einzige, was uns noch übrig ist.« — »Du liebst Deine Bettina und willst sie so entehren!« — »Ich will sie retten.« — »Du willst mich retten und verlangst, daß ich meine Familie verlassen und meine Ehre Preis geben soll? Besinne Dich, bester Leonti; laß von Deinem Vorhaben ab! Bedenke, daß uns das Unglück mit seiner Rache überall verfolgen würde.« — »Ich denke nur an Dich und an unsere Liebe. Alles ist zu unserer Flucht bereit.« — »Zu unserer Flucht! Nein, nein, ich fliehe nicht.« — »So lebe wohl!« — »Leonti! kennst Du die Stimme nicht mehr, die Dir einst so teuer war? Wie, Du gehest? Du willst fliehen und mich verlassen?« — »Du weinst, Bettina, und doch . . .« — »Undankbarer, den ich so sehr geliebt habe.« — »O Bettina, suche nicht mich von der Ausführung meines Vorhabens abzuhalten; denn wenn ich bliebe, würde ich nur Deinem Glücke im Wege stehen. Darum will ich in ferne Gegenden fliehen und dort auf dem Gipfel eines einsamen Felsens oder in einer verborgenen Höhle soll der Himmel allein Zeuge meines ewigen Schmerzes seyn. Unglücklich genug, Dich hoffnungslos geliebt zu haben, Dich ewig anzubeten und doch noch unglücklicher dadurch, daß ich es Dir nicht mehr sagen kann, werde ich, ohne Vaterland, ohne Obdach, ohne Freund, wenn der Tod mich endlich erlösen wird, noch mit der letzten Bewegung meiner Lippen der

Einöde, die mich verbirgt, Deinen Namen nennen und meine Thränen —« — »Halt ein, Leonti, Du zerreiest mir das Herz! Bei allem, was Dir heilig ist, beschwöre ich Dich, habe Mitleid mit mir, verschone mich!« — »Aber wir *müssen* uns trennen.« — »Ich werde Dich nie verlassen.« — »So folge mir dann!« — »Unmöglich!« — »Die Zeit entflieht, so muß ich denn allein gehen! Lebe wohl!« — »Ach, bleibe! Höre auf die Bitten Deiner Geliebten, die Dich anbetet! Grausamer! hier zu Deinen Füßen beschwöre ich Dich.« . . .

In diesem Augenblicke kam der Fremde eiligst herbei und sagte den beiden Liebenden, daß Torelli nach Hause zurückgekommen wäre und jetzt ihren Wünschen geneigt zu seyn schiene. Er ermunterte Leonti, diese Stimmung Torelli's zu benutzen und sagte: »Man erwartet Euch; eilt, sumt nicht einen Augenblick! Geht voran, wir werden Euch sogleich folgen. Bald werde ich selbst Eure geliebte Bettina in die Arme ihres Vaters führen, der schon halb und halb geneigt ist, unsern vereinten Bitten Gehör zu geben.«

Leonti ließ ihm kaum Zeit, auszureden. Von der sesten Hoffnung beseelt, eilte er dem Orte zu, wo er die Versicherung eines lange ersehnten Glückes zu finden hoffte. Nahe bei Torelli's Wohnung blieb er stehen und horchte auf die Reden einer Menge von Soldaten, welche um die Gondeliere her versammelt waren. Torelli erkundigte sich nach ihrem Begehren. Sie fragten nach

Leonti und dieser trug kein Bedenken, sich ihnen zu zeigen. — »Wir müssen Euch arretiren!« sagten, die Soldaten zu ihm. — »Mich arretiren?« — »Ja, folgt uns nur.« — »Was habe ich denn gethan?« erwiderte Leonti ganz erstaunt. — »Ihr habt von hier desertiren und in schottische Dienste gehen wollen.« — »Wie? Wer hat euch das gesagt?« rief Leonti, von Ahnung des Zusammenhanges ergriffen. Das Gespräch wurde indeß durch einen andern Auftritt unterbrochen. Athemlos und ganz erschrocken stürzte ein Gondelier herbei. »Freunde,« rief er, »ich muß euch eine schreckliche Nachricht mitteilen! Es ist ein abscheuliches Verbrechen begangen. Während ich den Kanal hinabfuhr, fand meine Gondel einen Widerstand im Wasser, ich sah nach und, o Himmel! ich erblickte — noch zittere ich an allen Gliedern — ich erblickte einen Leichnam, der auf dem Wasser schwamm und in welchem ich die Tyrolerin erkannte, die bei unserm Feste erschien und uns vor einem Vampyr warnte.« — »Gott,« rief Leonti, »welcher Verdacht steigt in mir auf! Wie wird mir nun alles klar! Die Tyrolerin ermordet; mein Geheimniß verrathen Ja, er ist es Torelli! Soldaten! Gondeliere! ihr sollt alles erfahren. Eilt mit mir nach dem Walde zu! Laßt uns Bettina und den Verräther suchen! Eilt, denn ich zittere, daß wir zu spät kommen! Aber was erblicke ich?«

Aechzend, bleich und entstellt, mit wildflatternden Haaren erschien Bettina, einem Gespenste gleich; mit

großer Anstrengung schleppte sie sich noch wenige Schritte vorwärts und indem sie alle ihre Kräfte zusammen nahm, rief sie: »Bester Vater, theurer Leonti! rächet mich! Der Fremde« Doch, sie konnte nicht mehr weiter reden; das Wort erstarb auf ihren Lippen. Ihr letzter Seufzer entfloß und leblos sank sie zu den Füßen ihres Geliebten nieder.

Schrecken und Verzweiflung ergriff alle Anwesende und wüthend riefen sie: »Wo ist der Fremde?« Leonti, sah und hörte nicht mehr. Er eilte vor allen übrigen voraus und wie ein wüthendes Raubthier suchte und verfolgte er seine Beute, Torelli und die Gondeliere folgten ihm. Umsonst versuchte er Worte hervorzubringen; nur zu einem wüthenden Geschrei öffnete sich sein Mund und durch Zeichen mußte er die Orte angeben, wo er den Mörder zu finden hoffte. Rache malte sich auf dem Gesichte eines Jeden; Alle brannten vor Begierde, den Schuldigen zu bestrafen. Man lief, man suchte, man rief — doch umsonst; der Fremde war verschwunden.

So folgt oft dem größten Glücke das härteste Unglück, den seligsten Hoffnungen der größte Schmerz. Leonti war oder glaubte sich wenigstens dem Ziele zu nahe, das ihn zum glücklichsten Menschen machen sollte, und nun riß der Tod so plötzlich das Wesen aus seinen Armen, das er anbetete, das ihn allein noch mit süßen Banden an die Erde und an dies Leben fesselte. Wie immer der tiefste Schmerz der ruhigste ist, indem er selbst zu den

augenblicklichen Ausbrüchen desselben die Kräfte raubt; so waren auch Leonti selbst die lindernden Thränen versagt. In dumpfer Verzweiflung starrte er vor sich hin. Für ihn war nun Alles dahin, da Bettina nicht mehr lebte. Ihr Engelskopf ruhete entseelt in dem Schooße ihrer Mutter und bald mußte eine Hand voll Erde auch die letzten sichtbaren Spuren aller ihrer Reize verwischen. Funfzehn Jahre hatte sie der Unschuld und der Liebe gelebt und ein einziger Augenblick reichte hin, sie auf ewig von dieser Erde zu nehmen. Aber Leonti wollte seine geliebte Bettina nicht überleben. Seine starren Augen hingen an dem entseelten Körper; er rief den Namen seiner Freundin, die ihn nicht mehr hörte und indem seine Kräfte sich in dumpfer Verzweiflung verzehrten, sank er bewußtlos zu Boden.

Man hob ihn auf und trug ihn mit der theuren Leiche in Torelli's Haus, wo man sich mit der größten Sorgfalt seiner annahm. Seine Krankheit wurde gefährlicher und eine anhaltende Schwäche schien ihn nicht wieder verlassen zu wollen; doch endlich trug seine jugendliche Natur den Sieg über das verzehrende Fieber davon, welches sich seiner bemächtigt hatte. Aber nicht so glücklich erholte sich sein Geist; nichts konnte in seinem Innern die Wuth gegen den Fremden, der ihn so schändlich verrathen hatte, unterdrücken. Er beschloß, seine geliebte Bettina nur zu überleben, um sie zu rächen und alles aufzubieten, um den Mörder derselben mit

seinem Schwerdte zu erreichen. Noch ein Mal ging er in den Wald zu jenem ihm wohlbekannten Baume, in dessen Schatten Bettina einst ihm ewige Liebe geschworen hatte und wo sie nachher ein Raub des Blutdürstigen geworden war. Von den verschiedenen Erinnerungen, welche dieser verhängnißvolle Ort ihm aufdrängte, bewegt, irrte er weiter im Walde umher, bis er endlich an die Spitze desselben gelangte, Aber, welche Ueberraschung erwartete ihn hier! —

Auf einem Baumstamme saß ein Mann, beschäftigt, die schöne Gegend zu zeichnen, dessen Figur, dessen Haltung, selbst dessen Kleidung Leonti die Ueberzeugung gab, Bettina's Mörder gefunden zu haben. Wüthend stürzte er, deshalb auf ihn los, um ihn von hinten zu ergreifen; aber verwundert sah der Mann sich um und Leonti erblickte ein ganz fremdes Gesicht, dessen Augen in Thränen schwammen. Wehmüthig blickte er Leonti an, dessen Zorn augenblicklich dem Mitleiden und der Rührung wich, welche das Gesicht des Fremden bei ihm erweckte. »Junger Mann,« sagte er bewegt, »verzeihet mir! Euer Gesicht benimmt mir einen Irrthum, in welchen mich Eure Gestalt versetzt hatte und den ich, von Schmerz und Rache gefoltert, zu schnell für Wahrheit nahm.« — »Ach!« erwiederte der Fremde, »wenn Ihr von Schmerzen gequält, wenn Ihr unglücklich seyd, so setzt Euch zu mir, ich bin es auch. Wenn wir einander zu Vertrauten unseres Unglücks machen, so werden wir

dadurch Beide Linderung unserer Schmerzen bekommen.« — Leonti fühlte das dringende Bedürfniß, ein Herz zu hören, das mit dem seinigen gleichgestimmt wäre und so vergaßen es Beide leicht, daß sie einander noch fremd waren. Wie zwei Menschen, die nichts als ihr Vaterland gemein haben, wenn sie sich plötzlich in fernen, fremden Landen begegnen, einander gleich bekannt und befreundet sind; wie sich Beide durch das Eigenthümliche, durch die Kleidung und die Sprache des Vaterlandes in einem Augenblicke, wie alte Bekannte, wie Brüder angezogen fühlen; so werden auch zwei Herzen, die ein gleiches Unglück erfahren haben, durch einen Augenblick für immer mit einander befreundet und verbunden, und eben so wurden auch Leonti und der Fremde in einem Augenblicke Freunde. Leonti erzählte zuerst von seiner langen, treuen Liebe, von den Hindernissen, die ihr Torelli in den Weg legte, von seiner Entfernung von Venedig, von seiner Rückkehr und seinen Hoffnungen, von der Verrätherei des Fremden und von Bettina's Tode. Als er bei diesem letzten Umstande seiner Erzählung den Fremden beschrieb, unterbrach ihn sein neuer Freund plötzlich und rief: »Ja, das war er; das war Lord Ruthwen!« — »Wie,« erwiderte Leonti befremdet, »kennt Ihr das Ungeheuer?« — »Ach! er ist die Ursache aller meiner Leiden. Doch kommt, laßt uns gemeinschaftlich ihn verfolgen. Ihr sollt alle Verbrechen unsers Feindes kennen lernen: laßt uns nur jetzt dabei

keine Zeit verlieren, sondern vielmehr unsere Kräfte vereinigen, um Rache an ihm zu nehmen.« — »Aber, sagt mir nur, wohin . . .« — »Kommt! sage ich Euch; vertrauet Euch ganz einem treuen Freunde und macht Euch augenblicklich mit mir auf den Weg.« — So sah sich Leonti gezwungen, ihm zu folgen. Beide bestiegen ein Fahrzeug und ein günstiger Wind entführte dasselbe so schnell, daß sie bald das prächtige Venedig aus den Augen verloren.

Zweiter Abschnitt.

Lord Ruthwen, dieser seltsame, geheimnißvolle Mann, der unter dem äußern Scheine von Biederkeit und Liebenswürdigkeit die abscheulichsten Eigenschaften verbarg, hatte eine günstige Gelegenheit zu benutzen gewußt, um dem unglücklichen jungen *Aubrey*, der ihn eine Zeit lang auf seinen Reisen begleitet und dabei einen großen Theil seiner Verbrechen kennen gelernt hatte, einen Schwur darauf abzunehmen, daß er ein Jahr lang über alles, was er von ihm gesehen und erfahren hätte, schweigen wolle. Weil er den Lord mit dem Tode kämpfen sah, hatte *Aubrey* diesen Eid geleistet und er glaubte ihn ohne Nachtheil halten zu können, da jener vor seinen Augen verschied. So kehrte er mit dem in seiner Brust verschlossenen Geheimnisse nach London, seiner Vaterstadt, zurück. Aber wer schildert sein Erschrecken, als hier, bald nach ihm, auch der todt geglaubte *Ruthwen* erschien und ihn an seinen Schwur mahnte. Mit Zittern sah *Aubrey*, wie der Bösewicht sich in allen Gesellschaften seiner eigenen Schwester näherte, wie er sie vor allen übrigen jungen Mädchen auszeichnete und ihr Herz durch sein angenehmes Aeußere zu gewinnen

anfang. Umsonst warnte er seine Schwester vor ihm; umsonst bat er sie, den Mann zu fliehen, der ihr Herz bestochen hatte. Sie glaubte, ihr Bruder hege nur eine persönliche Abneigung gegen Lord Ruthwen, da er, vermöge seines Eides, seine Warnungen durch keine Gründe zu unterstützen vermochte, und so überließ sie sich ganz ihrer Zuneigung zu dem Manne, mit dem sie ihren Bruder bei näherer Bekanntschaft zu versöhnen hoffte. Aubrey verfiel darüber in eine tiefe Schwermuth, die, als nun gar der Verräther sich mit seiner Schwester verbinden wollte und ihn auf's Neue an die Erfüllung seines Eides mahnte, in die fürchterlichste Wuth überging. Mit Gewalt wollte er die Verbindung hindern, da der Eid seine Zunge band; allein die Verwandten seiner Schwester waren eben so sehr für Lord Ruthwen eingenommen, als diese selbst und daher der verabredeten Verbindung sehr geneigt. Man hielt seine Wuth gegen Lord Ruthwen für Wahnsinn, man gewährte ihm deshalb auch die einzige Bitte nicht, die Verbindung seiner Schwester nur noch einen Tag aufzuschieben, sondern man gab ihm Wächter, um seine Wuth in Schranken zu halten und ihn an fernern Versuchen, jener Verbindung in den Weg zu treten, zu hindern. Und so wurde denn derselbe Tag, den Aubrey sich, als Frist erbeten hatte, der letzte von dem Jahre, für welches der Eid ihm Schweigen auferlegte, der Hochzeitstag seiner Schwester. Aber dieser Tag, von dem *Georgina* hoffte,

daß er sie einem neuen Leben zuführen werde, raubte ihr das Lebens denn ihr Verräther hatte ihr das Blut ausgesogen und war darauf verschwunden.

Lange Zeit war Aubrey vor Schmerz seiner selbst nicht mächtig und man fürchtete auch für sein Leben. Allein die Natur kämpfte mit Glück gegen seine Krankheit und er kehrte zum Leben zurück. Rache war das erste Gefühl, dessen er sich wieder bewußt wurde und kaum wieder hergestellt, verließ er London, um Lord Ruthwen zu verfolgen: Er erinnerte sich, daß Italien für die meisten Menschen, denen es ihre Lage erlaubt zu reisen, das Land ihrer Wünsche sey und da ein dunkles Gefühl in überdieß aufforderte, seine Nachforschungen hieher zu richten; so beschloß er zum zweiten Male die Gegenden zu besuchen, die er unter glücklichern Umständen schon einmal durchwandert hatte. Er kam nach Venedig und forschte zuerst überall nach Lord Ruthwen; doch umsonst er konnte keine Spur desselben entdecken. So führte ihn die Schwermuth an abgelegene Orte, wo keines Menschen Anblick ihn in den Gefühlen seines Schmerzes störte, und eines Tages auch an das Gestade des adriatischen Meeres. Hier setzte er sich, von den Reizen der herrlichen Aussicht überrascht, nieder, um sie zu zeichnen und hier war es, wo ihn Leonti fand. Von gleichen Gefühlen beseelt, mit gleichen Zwecken, reiseten sie zusammen von Venedig ab und schwuren sich, einander nie mehr zu verlassen.

Indem sie einen Feind aufsuchten, der ihnen immer noch schneller entfloh, als sie ihn verfolgen konnten, durchirrten sie fast ganz Italien, ohne sich irgendwo aufzuhalten. Wenn der Mensch in einer glücklichen Lage ist, so nimmt vor seinen Augen alles, was ihm umgiebt, eine lachende Gestalt an; aber dem Unglücklichen scheint die ganze Erde ein Ort der Verdammniß zu seyn und selbst die heitersten Bilder vermögen keinen angenehmen Eindruck auf seine Seele zu machen. In dieser Stimmung reiseten auch Leonti und sein Freund. Die Wunder der Natur hatten keine Reize für sie und wenn der Zufall sie bei fröhlichen Festen oder nur bei zufriedenen, glücklichen Menschen vorüber führte; so wurde dadurch Leonti's Traurigkeit nur noch vermehrt.

Aubrey indeß wünschte sich nach Florenz zu begeben, wo ihn ein Banquier aus Neapel erwartete, den er auf seiner ersten Reise durch Italien kennen gelernt hatte. Nur noch wenige Stunden von dieser Stadt entfernt beschleunigten Beide ihre Reise, als sie durch einen sonderbaren Vorfall in dem nächsten Dorfe aufgehalten wurden. Als sie sich nämlich dem Dorfe Roveredo näherten, wurden sie durch ein helles Licht überrascht. Es war noch nicht spät und dennoch war das ganze Dorf durch Fackeln die am Wege standen, erleuchtet. Sie vermutheten deshalb, daß irgend ein Fest gefeiert werde und dennoch vernahmen sie keine Musik, kein fröhliches Geschrei und nichts, was darauf hindeuten konnte. Im

höchsten Grade verwundert und neugierig traten Leonti und Aubrey jetzt in das Dorf; aber wenn sie vorher über die Todtenstille, die zu herrschen schien, höchst erstaunt waren; so wurden sie jetzt noch mehr überrascht durch ein Lärmgeschrei, welches sich bei ihrem Erscheinen oben aus einem Fenster hören ließ. »Es sind ihrer zwei!« rief eine Stimme zu wiederholten Malen, und diese Worte verbreiteten in allen Häusern Schrecken und Verwirrung. Man antwortete durch Schluchzen und Seufzen darauf. Aubrey blieb stehen, um zu erfahren, wodurch ihre Gegenwart solchen Schrecken verbreiten könne; Leonti dagegen klopfte an die Thür eines Hauses, das größer und ansehnlicher war, als die übrigen; allein man öffnete nicht. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen dieser Art nahm er seine Zuflucht zum Bitten und sagte: »Wir sind zwei verirrte Reisende, die das Unglück aus ihrem Vaterlande getrieben hat; gewährt uns, ein Nachtlager unter eurem gastfreundlichen Dache! Ich bin aus Venedig und wenn euch das Unglück an unsere Küsten geführt hätte, wahrhaftig, ich würde euch beistehen. Wollt ihr weniger hülfreich seyn? Oeffnet, ihr Einwohner von Roveredo!« Nach langem Schweigen erschien endlich eine menschliche Gestalt am Fenster und erwiderte mit schwacher Stimme: »Ach, habt Mitleiden mit uns! Ein einziger Vampyr ist hinreichend, um das ganze Dorf in Furcht und Schrecken zu versetzen und eurer sind gar zwei. Entfernt euch von hier, sonst werden alle unsere

Weiber und Mädchen noch vor Angst sterben!«

»Wir wären Blutsauger,« rief Aubrey erstaunt. Kommt von diesem Irrthume zurück; denn weit entfernt, solchen Ungeheuern zu gleichen, fürchten wir sie eben so sehr, als ihr, und gerade die Absicht, die Welt von ihnen zu befreien, hat uns hieher geführt.«

Auf diese Versicherung kam *Rodogni* eilig herab, um die beiden Reisenden in seine Wohnung einzulassen. Hier waren in einem großen, schön verzierten Zimmer eine Menge von Frauenzimmern versammelt, welche bei der Ankunft der beiden Fremden zitterten; doch bald, durch die Gespräche derselben ermuthigt, kamen sie von ihrer Furcht zurück und *Rodogni* erzählte nun auf Aubrey's Bitten die Veranlassung der allgemeinen Besorgniß. »Seit zwei Tagen,« sagte er, »hat sich ein Vampyr in unserm Dorfe sehen lassen.« — »Ist es ein Ausländer?« fragte Aubrey. — »Nein,« erwiederte sein Wirth, »er ist aus unserm Lande und uns wohl bekannt, Ich will euch seine Geschichte mittheilen.«

»*Roberti*, ein armer Landmann aus unserm Dorfe, hatte von einem reichen Florentiner ein Gut in Pacht. Eine schlechte Erndte richtete ihn zu Grunde und er begab sich deshalb nach Florenz, um Hülfe und Unterstützung zu suchen; allein seine Bitte wurde ihm abgeschlagen. Die Verzweiflung hierüber griff seine Gesundheit schon bedeutend an und da man ihm nun auch das kleine, von seinen Eltern ererbte Feld verkaufte, da es er in kurzer

Zeit seine Gattin und seine einzige Tochter verlor; so verschlimmerte sich hierdurch sein Zustand so sehr, daß er in wenig Tagen ein Raub des Todes wurde. Nun folgt ein Wunder, worüber ich noch ganz entsetzt bin. Vor drei Tagen nemlich sollte Roberti beerdigt werden; schon war das Grab geöffnet, das seine sterbliche Hülle aufnehmen sollte, da stürzte er plötzlich ganz lebendig aus dem Sarge hervor und verschwand auf dem Felde. Diese seltsame Begebenheit gab zu tausend Vermuthungen Anlaß. Als Richter des Ortes versammelte ich die angesehensten Einwohner um mich mit ihnen zu berathen und nach allem, was man je von ähnlichen Vorfällen gehört und gesehen hat, kamen wir Alle einstimmig darin überein, daß Roberti ein Vampyr sey, vor dem man sich zu hüten habe. Die Gefahr war nahe und groß, denn man hatte ihn in unserer Gegend umherstreifen sehen; die Männer mußten sie deshalb schleunigst bewaffnen und die Weiber wurden in die Häuser eingeschlossen. Doch unsere Vorsichtsmaßregeln halfen nichts, indem dessen ungeachtet gestern Abend um zehn Uhr der Blutsauger durch unser Dorf gelaufen ist. Sein Erscheinen hat Allen den Muth benommen und mit Zittern sehen wir der verhängnisvollen Stunde entgegen, wo er wahrscheinlich wieder erscheinen wird.«

Wirklich hatte Rodogni kaum ausgeredet, als sich auf der Straße ein großer Lärm erhob. Leonti und Aubrey eilten zum Hause hinaus und verfolgten eine Gestalt, die

ihnen zu entfliehen suchte, doch da sie zu schnell waren, so blieb der geheimnißvolle Mensch jetzt stehen und indem er seinen schwarzen Mantel zurückschlug, antwortete er auf ihre ernstlichen Drohungen mit unmäßigem Lachen. Sie beeilten sich, den vermeinten Blutsauger in Rodogni's Haus zu führen, wo Jedermann, als er in's Zimmer getreten war, rief: »Es ist Antonio, der närrische Antonio!« Und sogleich trat die größte Fröhlichkeit an die Stelle der Furcht.

Die beiden Reisenden konnten den Zusammenhang dessen, was man ihnen erzählt hatte, nicht begreifen, deshalb baten sie Antonio selbst um Aufschluß, der ihnen folgende Erzählung von seinem Vampyrismus mittheilte:

»Jeder bringt einen Character mit auf die Welt, der gewöhnlich seiner Physiognomie entspricht. Die meinige ist nicht traurig und in der That bin ich auch bis zur Narrheit lustig. Wahrscheinlich, um mich dafür zu bestrafen, hat man mich in ein verwünschtes Haus eingeschlossen, wo ich lauter Menschen fand, die wüthend wurden, wenn ich sprach, und weinten, wenn ich lachte. Sie sind Alle wahnsinnig, das weiß ich und bedaure sie von ganzem Herzen; aber ihre Gesellschaft war nicht nach meinem Geschmacke. Mein Gefängniß mißfiel mir so sehr, daß ich zum Erstaunen ernsthaft wurde. Ich sah im Voraus ein, daß ich ein geschlagener Mensch wäre, wenn mich die Langeweile ergriffe; deshalb suchte ich Gelegenheit zu entweichen. Sie bot

sich mir endlich dar. Man vergaß eines Tages eine geheime Thür zuzuschließen; ich bemerkte es und entschlüpfte, und so bin ich wieder frei. Aber das ist noch nicht alles. Als meine Flucht bekannt wurde, setzte man mir nach. Was war nun zu thun? Ich verließ mich auf mein Glück und floh in dies Dorf. Auf meinem Wege traf ich eine Kapelle; sie war offen und ich trat hinein. Ich war allein und näherte mich dem Altare. Hier fand ich einen Sarg und in dem Sarge lag — rathet einmal, wer? — mein Freund Roberti. Er war ein rechtschaffener Mann und ich freuete mich, ihn wieder zu sehen. Aber während ich ihn betrachtete, knarrte die Thür und ich sah, daß sich mehrere Fackeln näherten. Man wollte die Leiche abholen. Meine Verlegenheit war groß, denn wie sollte ich unbemerkt wieder hinauskommen? Doch ein Geist, wie der meinige, findet immer einen Ausweg. Ich kam auf einen einzigen, herrlichen Gedanken. Ich legte mich auf den Todten und ließ mich, so versteckt, mit ihm hinaus tragen. Doch seht ihr wohl ein, daß ich keine Lust haben konnte, mich lebendig begraben zu lassen; als daher der Sarg an dem Grabe niedergesetzt wurde, sagte ich meinem Freunde Lebewohl, wickelte mich in diesen schwarzen Mantel, womit er zugedeckt war, und entfloh, schnell wie der Blitz. Offenbar glaubten die Leute, welche der Leiche gefolgt waren, daß der Verstorbene wieder aufgestanden wäre; denn ich sah, wie sie erblaßten, die Augen verkehrten und mit lautem

Geschrei, davon liefen. Wahrhaftig, es kann nichts Spaßhafteres geben. Ich beschloß deshalb, mein Abenteuer zu verfolgen und alle Abend zu derselben Stunde hier im Dorfe zu erscheinen, um die guten Leute auf die Probe zu stellen, die, wie ihr wißt, sehr muthig sind und mich, ich weiß nicht wofür, gehalten haben. Heute komme ich zum zweiten Male und nun habt ihr mich fest gehalten. Aber jetzt sagt einmal, ob ich närrisch bin. Ihr habt mich gehört und gesehen, nun urtheilt!«

So sprach Antonio. Seine Rückkehr und sein närrischer Streich wurden bald im ganzen Orte bekannt und was die Veranlassung des allgemeinen Schreckens gewesen war, wurde nun ein Gegenstand des Lachens. Man führte den Narren mit Musik auf einem andern Wege in das Haus zurück, aus welchem er entflohen war und pries den Muth der beiden Fremdlinge, welche am folgenden Tag ihre Reise nach Florenz fortsetzten.

In dieser Stadt fand Aubrey den Banquier aus Neapel, den er von seiner Reise nach Italien unterrichtet hatte. Alberti, so hieß er, freuete sich wie ein wahrer Freund, den jungen Aubrey wieder zu sehen und nahm auch Leonti sehr zuvorkommend auf. Er nöthigte sie, bei ihm zu wohnen und sagte dann zu Aubrey: »Ich reise noch in dieser Nacht nach Neapel, wohin mich eine dringende Angelegenheit ruft. Die Tochter meines Freundes Ganem-Ali, eines Kaufmannes zu Bassora, die unglückliche Palmira, welche mir anvertrauet war, ist

gestern hier in Florenz gestorben. Noch vor wenigen Tagen hatte ich große Hoffnung, sie wieder gesund und auch ganz glücklich zu sehen; denn um dies letztere zu bewirken, war ein Engländer, den ich bei Ihrer ersten Reise in Ihrer Gesellschaft kennen gelernt habe, nach Neapel gereiset, von wo er Palmira's Geliebten hieher holen sollte. Nun aber ist dies unnöthig und ich wünsche deshalb, früh genug nach Neapel zu kommen, um dem edlen Lord Ruthwen die unnöthige Reise zu ersparen.« — Bei dem Namen des Lord Ruthwen erbleichte Aubrey, und Alberti, der seine Bewegung bemerkte, fragte ihn um die Ursache derselben. Als er alle Verbrechen des abscheulichen Blutsaugers erfahren hatte, drang er selbst in die beiden Freunde, mit ihm zu reisen, und diese waren so begierig, sich des Lord Ruthwen zu bemächtigen, daß sie mit Vergnügen dieser Aufforderung folgten. Sobald sie zu Neapel angekommen waren, stellten sie die eifrigsten Nachforschungen nach ihrem Feinde an; allein umsonst. Niemand hatte einen Menschen, wie sie ihn beschrieben, gesehen und Alberti zweifelte nun nicht mehr, daß auch Palmira ein Opfer dieses Ungeheuers geworden wäre, welches überall seinen Weg mit Blut bezeichnete und dennoch stets der Rache entging. Aubrey und Leonti wünschten die Geschichte der Geliebten *Salems* zu hören und Alberti versprach, ihnen dieselbe auf seinem Landhause zu erzählen, wohin er sie einlud.

Der Weg dahin führte sie an der Meeresküste vorbei

und hier fesselte ein seltsamer Auftritt ihre Aufmerksamkeit. Ein junges Mädchen wurde nämlich von einer großen Menge Volks verfolgt und ein Schiffer versicherte den Leuten, daß sie eine Hexe wäre, der man nicht trauen dürfe. Er beklagte sich zugleich, von ihr die Bezahlung für die Ueberfahrt noch nicht bekommen zu haben und Aubrey berichtigte dies, um das arme Mädchen von ihrem Verfolger zu befreien; allein das Volk hörte dennoch nicht auf der Unglücklichen nachzulaufen. Leonti eilte um so mehr, sie in Schutz zu nehmen, da die Kleidung des Mädchens an die Bewohnerinnen von Venedig erinnerte. Aber wie erstaunte er, als er sich jetzt durch den Haufen von Menschen drängte, da eine bekannte Stimme ihn beim Namen rief. Er sah sich um und glaubte in dem verfolgten jungen Mädchen seine Bettina zu erkennen. Er rief sie, er eilte sie zu erreichen; doch die Menschenmenge hatte sie von ihm getrennt und sie war verschwunden.

Das Volk, über seine Verwirrung und seinen Schmerz erstaunt, umringte und befragte ihn; Aubrey aber, der es sah und seinen Freund in Gefahr glaubte, eilte herbei und führte ihn endlich in's Freie, wo sie sich ungestört unterhalten konnten. »Ja, ich habe sie gesehen; es war Bettina,« rief Leonti und vergebens bemühte sich Aubrey ihn zu überzeugen, daß es eine Täuschung seiner Phantasie gewesen sey. Leonti verlangte den Schiffer zu

sprechen und um ihn zu beruhigen, schickte sein Freund nach diesem; allein er war nicht mehr zu finden und die Boten berichteten nur, daß er aus Aberglauben oder aus Bosheit dem Volke erzählt habe, daß das junge Mädchen vor einiger Zeit gestorben und dann plötzlich wieder erschienen sey, um ihren Geliebten zu verfolgen.

Aubrey lächelte bei dieser Nachricht, indem er hierin den Grund fand, der dem jungen Mädchen die Verfolgungen des Volkes zugezogen habe. »Gewiß,« sagte er, »ist sie eine Unglückliche, die eine Beute des Elendes oder ein Opfer der Verführung geworden ist. Alberti stimmte dieser Meinung bei und äußerte sich so, daß dadurch die Neugierde seiner beiden Freunde sehr gespannt wurde. »Die Bewohner unserer warmen Erdstriche,« sagte er, »haben eine so lebendige, ungezügelter Phantasie, daß sie den verworrensten, wunderbarsten Und unwahrscheinlichsten Meinungen lieber Glauben beimessen, als den Aufklärungen, welche ein ruhiges Nachdenken, und der kalte Verstand giebt. Der ganze Auftritt, den wir erlebt haben, ist gewiß bloß durch eine sehr rührende, hier in Neapel allgemein bekannte Geschichte, nämlich die Geschichte von der *weißen Frau*, veranlaßt, die ich euch erzählen will.

Die weiße Frau.

»Ein neapolitanischer Großer, den eine plötzliche Ungnade des Königs vom Hofe entfernt hatte, zog sich auf ein Schloß, unweit der Stadt, zurück. Hier vergaß er die eitlen Freuden der Welt und die Ungerechtigkeit der Menschen, die er so oft erfahren hatte und widmete die ganze Muße seiner Einsamkeit der Erziehung eines Sohnes, welcher der einzige Erbe eines berühmten Namens und eines großen Vermögens war. Der junge *Mancini* theilte anfangs seine Zeit unter ernste Studien und die Belustigungen des Landlebens; bald aber, als er in das Alter trat, wo die Phantasie lebendiger und das Blut wärmer wird, wo das Herz dem Verstande zuvor eilt, nahmen seine Ideen eine andere Richtung. Eine Sehnsucht nach Wechsel und Veränderung, die ihn zu beleben anfang, bewirkte, daß er jetzt die Jagd allen übrigen ruhigem Vergnügungen vorzog. Sobald es tagte, verließ er das Schloß, um die entlegensten Felder zu durchstreifen. Auf einer dieser Wanderungen traf er einst ein junges Mädchen von überraschender Schönheit. Maria war so einfach, von so zarter Frische und so blühend, wie eine ländlich geschmückte Schäferin im schönsten jungfräulichen Alter es nur seyn kann. Ihre

Verlegenheit, das Stammeln ihrer Stimme, ihre Verwirrung bei Mancini's Anblicke, alles dies gab ihr einen unwiderstehlichen Reiz, der ihre Schönheit noch übertraf und Mancini fühlte im ersten Augenblicke, daß er ohne sie nicht mehr würde leben können. Leicht erhielt er von der ländlichen Unschuld die Erlaubniß, täglich zu bestimmten Stunden wieder zu kommen und sie zu sehen. Wie schnell entflohen dem feurigen Mancini diese seligen Stunden und mit welcher Ungeduld harrte er täglich dem Glockenschlage entgegen, der ihm die Zeit ankündigte, für welche er allein noch lebte. Fast ohne Widerstand gelang es ihm, dies sorglose, der Liebe geöffnete Herz zu verführen. Maria wurde Mutter und von diesem Augenblicke an war der Geliebte ihr Alles. Sie sah in ihm ihren ersten Freund und ihre letzte Zuflucht. Ach! die Unglückliche wußte nicht, daß von der Jungfrau, welche auch die letzten Forderungen der Liebe nicht unbefriedigt gelassen hat, das Glück in demselben Augenblicke entfliehet, wo es durch die festesten Bande an sie geknüpft scheint!«

»Mancinis Vater, durch die täglichen Wanderungen seines Sohnes beunruhigt, hatte seine Schritte verfolgen lassen und auf diesem Wege bald das Geheimniß seiner Liebe zu Maria entdeckt. Aufgebracht über eine Verbindung, welche mit seinen Wünschen wohl nicht übereinstimmen konnte, beeilte er sich, seinen Sohn aus der Einsamkeit zu reißen, die ihm so verderblich

geworden war. Mancini kam nach Neapel und wurde hier so sorgfältig bewacht, daß es ihm anfangs wirklich unmöglich war, sich nur auf einen Tag zu entfernen, um das unglückliche Opfer seiner Verführung zu sehen. Dann umringte man ihn mit Festen und Zerstreungen, und indem er begierig nach diesen für ihn ganz neuen Vergnügungen haschte, vergaß er die arme Maria; ja, kaum waren wenige Monate seit seiner Entfernung vom Schlosse verflossen, als er schon mit der Tochter des Herzogs Orlandi feierlich verlobt war.«

»Während der undankbare Mancini jetzt ganz seiner neuen Geliebten angehörte, seufzte die unglückliche Maria in der Einsamkeit. Obgleich sie sein Ausbleiben nicht erklären konnte, so war ihr Herz doch sehr bereitwillig, den Geliebten zu entschuldigen und erschöpfte alle Vermuthungen und Möglichkeiten, ehe es ihn schuldig glaubte. Endlich aber bemächtigte sich ihrer eine solche Unruhe, daß sie sich entschloß auf Mancini's Schloß zu gehen, ohne indeß zu sagen, was sie herführte. Mit Ungestüm klopfte sie an die Pforte. »Macht auf,« rief sie, »ich bin eine verirrte Unglückliche!« — Doch keine Antwort. Sie klopfte noch einmal und bat so dringend, so rührend; doch ihr Flehen verhalte in den Lüften und die Pforte blieb verschlossen. Nun war das Schloß in der That verödet, und verlassen, was sie nicht wissen konnte; indeß sie rief auch nicht mehr und kehrte weinend nach Hause zurück. Aber am folgenden Tage kam sie bei

Einbruch er Nacht wieder, »Dies Mal,« sagte sie, »soll er mich wohl hören; denn er schläft ja noch nicht! Ach, wie könnte er auch schlafen, wenn ich leide, wenn ich ihn bitte, ihn rufe! Nein, er wird, er muß mich hören!« Nun ergriff sie ihre Guitarre und sang zu den melancholischen Tönen derselben ein Lied, welches sie von Mancini gelernt hatte.«

»Das Lied war zu Ende, die Guitarre schwieg, aber die Unglückliche harte und horchte vergebens. Die Thür blieb erschlossen und Niemand antwortete auf ihre Klagen. So war denn auch die letzte Hoffnung für sie verschwunden; mit voller Gewalt ergriff sie der Schmerz, so daß sie bewußtlos zur Erde sank. Die Guitarre fiel ihr aus der Hand und wurde auf einem Steine zerschellt. Das Geräusch, welches hierdurch hervorgebracht wurde, zog einen Fremden herbei, der seinen Wagen verlassen und den Weg neben dem Schlosse vorbei genommen hatte. Allein seine Hülfe war vergebens. Der seltsame Tod des jungen Mädchens machte allgemeines Aufsehen und kam auch Mancini zu Ohren, der den Zusammenhang leicht errieth und das Geheimniß entdeckte. Von aufrichtiger Reue bewegt eilte er zur Stadt hinaus und fand die unglückliche Maria todt unter einem Baume liegen. Umsonst benetzte er sie mit seinen Thränen, umsonst rief er sie mit den zärtlichsten Namen sie kehrte nicht in's Leben zurück und war auf ewig für ihn verloren.«

»Voll Verzweiflung über seine Schuld überließ er sich

dem Troste seiner jungen Gemahlin. Emilie that alles, um ihn zu beruhigen und billigte besonders seinen Entschluß, das Schloß wieder zu beziehen, von welchem ihn sein Vater zu Maria's Unglücke weggeführt hatte. »O Mancini,« sagte sie, »beweine Deine Freundin und liebe mich, wie Du sie geliebt hast! Laß Dein Kind zu uns kommen und wenn es auch *unserer* Liebe fremd ist; so werde ich doch gewiß ein Lächeln für dasselbe haben.«

»Seit dieser Zeit nun bewohnen sie das Schloß und man sagt, daß jährlich zu derselben Stunde, wo Maria starb, eine weiße Frau vor dem Schlosse erscheine. Sobald es zehn Uhr schlägt, hört man an das Thor klopfen; allein, obgleich man öfter Wachen ausgestellt hat, so haben diese doch nie die Erscheinung gesehen, wenn sie auch das Klopfen hörten. Es sind übrigens mancherlei Gerüchte über diese Begebenheit im Umlaufe. Einige behaupten Maria erkannt, Andere gehört zu haben, wie sie flehentlich um ihr Kind bäte; kurz, die Leichtgläubigkeit des Volkes hält die Geschichte für wahr, und gewiß ist dies die Ursache gewesen, warum man heute früh dem Schiffer Glauben beimaß und das junge Mädchen verfolgte. Dies ist aber die Erzählung von der weißen Frau, wie sie mir mitgetheilt ist.«

»Die Geschichte der Maria,« sagte Aubrey, »erinnert mich an eine ähnliche Begebenheit, die in Mähren vorgefallen ist. Glaubwürdige Personen haben mir versichert, daß ein junges mährisches Mädchen nach

ihrem Tode wiedergekommen sey, um ihren treulosen Geliebten zu verfolgen. Wenn man dieser Sage glauben darf, so wäre dies das erste Beispiel von einem weiblichen Vampyr.« — »Ach,« unterbrach ihn Leonti, »wenn meine Bettina durch ein Wunder in's Leben zurückgekehrt wäre, so würde sie meine Schritte nur verfolgen, um mich zu beschützen, um sich mit mir wieder zu vereinigen und meine Qualen zu endigen.«

»Ich sehe wohl,« entgegnete ihm sein Freund, »daß die Scene, von der wir heute Zeugen gewesen sind, noch immer Eure Gedanken beschäftigt; laßt uns deshalb eilen, einen Ort zu verlassen, der irgend schmerzliche Erinnerungen in Euch erwecken kann. Morgen wollen wir nach Rom abreisen, wo die anziehendsten Gegenstände der Natur, wie der Kunst uns gewiß am ersten zerstreuen und unsern Kummer lindern werden.«

Am folgenden Tage verabschiedeten sie sich nun auch wirklich von Alberti, der sich vergebens bemühte, sie länger zurückzuhalten. Was oft selbst der Liebe nicht gelingt, das gelang Aubrey, indem er durch sein Zureden während der Reise seinen Freund wirklich tröstete. Man sprach damals zu Rom viel von einem jungen Araber, den ein unbekannter Unglücksfall aus seinem Vaterlande vertrieben hatte. Mit diesem wurden Leonti und Aubrey bekannt, indem der Zufall ihnen dasselbe Haus, wie Jenem, zur Wohnung anwies; und wie gleiche Gesinnungen oder eine gleiche Lage im Leben immer

sehr leicht die Menschen zusammenführen, so kamen auch sie bald in eine Verbindung mit *Nadur-Heli*, die sich von Tage zu Tage fester knüpfte. Nadur-Heli stand noch in der Blüthe seines Lebens und war von ausgezeichneter Schönheit; aber der Ernst, welcher in seinen Zügen ruhte, bestätigte die Bemerkung, welche seine neuen Freunde machten, daß ihn, wie sie, die Erinnerung eines großen Unglücks begleite. Bald aber wurden sie so vertraut, daß auch Nadur-Heli dies eingestand. Er erwähnte einer jungen Griechin und versprach, seinen Freunden die Geschichte seines Unglücks mitzutheilen; allein, es verstrichen mehrere Tage, ohne daß er sein Versprechen erfüllte.

Als sie eines Tages die großen Meisterwerke der Malerei betrachteten, bemerkten sie unter der Menge derer, welche zugegen waren, eine Römerin, deren glänzendes Aeußere einen hohen Rang ankündigte. Diese Dame hatte ihre Augen auf Nadur-Heli geheftet und wandte keinen Blick von ihm. Aubrey sah es mit Verwunderung; noch mehr aber erstaunte er darüber, daß sein Freund es ganz gleichgültig aufnahm und seine ganze Aufmerksamkeit auf die Gemälde richtete, welche die Gallerie schmückten. Indeß war die Zeit verstrichen und sie mußten sich entfernen. Auch die Unbekannte bestieg eine Sänfte und entfernte sich mit ihrem glänzenden Gefolge. Dieser Auftritt erweckte in Aubrey die Vermuthung, daß Nadur-Heli irgend ein

Liebesabentheuer zu Rom habe; allein da dieser darüber schwieg, so wollte auch er des Vorfalls nicht erwähnen.

Als sie in der Kühle der Abendstunden an dem, mit erhabenen Denkmälern des Alterthums übersäeten, Ufer der Tiber sich ergingen und mit staunender Bewunderung auf diese, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten Ueberbleibsel einer längst vergangenen Zeit blickten, rief Nadur-Heli plötzlich, wie begeistert, aus: »O Cymodora! noch sehe ich Dich, wie Du mitten unter den Ruinen von Athen das Brausen der Meereswogen durch die Accorde Deiner Leyer begleitest!« Er rief's und hielt dann schnell, inne, erschrocken darüber, daß er mit dem Namen Cymodora auch sein Geheimniß verrathen hatte. Aber mit Herzlichkeit trat Aubrey zu ihm und bat ihn, sein Herz der Freundschaft zu öffnen. Nadur-Heli schien einen Augenblick unentschlossen, dann aber setzte er sich in der Mitte seiner Freunde nieder und wollte eben seine Erzählung beginnen, als er durch die Ankunft eines Boten unterbrochen wurde, welcher in diesem Augenblicke erschien, dem Nadur-Heli einen Brief übergab und sich sogleich wieder stillschweigend entfernte.

»Ich muß euch von meiner Lage unterrichten,« sagte Nadur-Heli, »die in der That seltsam ist. Ihr seyd besser als ich mit den Sitten des Landes bekannt und werdet mir vielleicht einen guten Rath geben können, den ich gern blindlings befolgen will; aber vor allen Dingen muß ich

euch von dem benachrichtigen, was dem heutigen Ereignisse vorangegangen ist. Ich gehöre einer der berühmtesten Familien meines Vaterlandes an, und nur ein sehr großes Unglück konnte mich aus dem mir ewig theuren Vaterlande entfernen. Zu Rom angekommen, ward es mir unmöglich, mich allen Gesellschaften zu entziehen; ich war gezwungen, einigen Festen beizuwohnen, von denen mein Kummer mich hätte entfernen sollen. In einer dieser Gesellschaften war ich besonders der Gegenstand der allgemeinen Neugierde, und vorzüglich bewies mir eine angesehene Dame in der Gesellschaft eine sehr schmeichelhafte Aufmerksamkeit. Der Zufall hatte mir einen Platz neben ihr angewiesen; meine Traurigkeit interessirte sie und sie fing deshalb an, mich über mein Unglück zu befragen. Ich war nicht unempfindlich gegen die Beweise ihres Wohlwollens; allein ich vermied es, ihr Geheimnisse mitzuteilen, die ich verschweigen mußte. Ehe ich von ihr schied, nannte sie mir ihre Wohnung und nahm mir das Versprechen ab, daß sie mich wiedersehen sollte. Ich zog mich früher als alle Uebrigen von dem geräuschvollen Orte zurück, wo ich ihre Bekanntschaft gemacht hatte; da hielt mich ein Mensch an und in einer Wuth, deren Grund ich zu spät erfuhr, zwang er mich, mein Leben zu verteidigen. Ich blieb in diesem unglücklichen Kampfe Sieger und mein Feind gestand mir, in meinen Armen sterbend, daß er der Geliebte der Herzogin von A. . . sey.«

»Dieser Vorfall bestärkte mich noch mehr in dem schon gefaßten Entschlusse, die schöne Römerin nicht wieder zu sehen. Der Tod ihres Geliebten machte großes Aufsehen in der Stadt; seine mächtige Familie wollte ihn rächen, aber man kannte weder die Hand, die ihn getödtet hatte, noch die nähern Umstände seines Todes, die ich sorgfältig verheimlichte. Die geringste Unvorsichtigkeit hätte mich unfehlbar in's Verderben gestürzt; um deshalb meine Sicherheit nicht zu gefährden und den Verdacht meiner Feinde nicht auf mich zu ziehen, lebte ich seit dieser Zeit ganz im Verborgenen, ohne mich irgend Jemanden anzuvertrauen.«

»Ich hörte, das die Eltern des Gebliebenen ihre Nachforschungen immer noch fortsetzten; die Herzogin indeß, welche doch höchst wahrscheinlich den Mörder errathen hatte, weit entfernt, mich verdächtig zu machen, gab mir im Gegentheile noch fortwährend Beweise einer sehr lebhaften Theilnahme. Ich sehe den Grund davon nicht ein und ich weiß überhaupt nicht, was ich von alledem, was sich mit mir zuträgt, denken soll. Noch gestern, als wir die Gemälde bewunderten, war sie wieder ganz in meiner Nähe.«

Nadur-Heli erbrach darauf den Brief und Aubrey las ihn. Der junge Fremde wurde darin gebeten, sich Nachts um ein Uhr an einen bestimmten Ort zu begeben, von wo ein vertrauter Diener ihn in den Pallast führen würde, wo man ihn erwarte.

Die Freunde geriethen über diesen Brief in Streit; Aubrey und Leonti nämlich behaupteten, daß dies Stelldichein, dessen Zweck gar nicht angegeben war, ein verabredeter Plan von Nadur-Heli's Feinden sey, um diesen in ihre Schlingen zu locken. »Immerhin!« sagte dieser, »wenn man mein Leben angreifen will, so werde ich es auch gegen die Waffen feiler Mörder zu vertheidigen wissen.« — »Freund,« erwiederte ihm Aubrey, »folgt unserm Rathe und laßt uns mit Vorsicht Euren Feinden entgegen gehen. Ich werde mich diese Nacht statt Eurer an dem bezeichneten Platze einfinden.« — »Nein,« sagte Leonti, »ich werde es statt Eurer übernehmen, denn ich bin mit der Landessprache bekannt und kann also der Bosheit Eurer Feinde am leichtesten zuvorkommen.« — »Ich kann es unmöglich zugeben, daß ihr euch Gefahren aussetzt, die mir bereitet sind,« entgegnete Nadur-Heli und da er hiebei beharrte, so forderte Aubrey wenigstens die Erlaubnis von ihm, daß er ihn begleiten dürfe. Heimlich aber kam er dann mit Leonti überein, daß dieser früher, als sie, an dem bezeichneten Orte sich einfinden und dem Abentheuer entgegen gehen sollte. Dieser Verabredung gemäß geschah es. Leonti ging allein, aber bewaffnet, an den bestimmten Ort und als die festgesetzte Stunde schlug, erschien ein Slav und nannte Nadur-Helis Namen. Hierauf ergriff Leonti seine Hand und indem sein Führer eine geheime Thür öffnete, führte er ihn in einen großen

Garten.

Leonti ging nun in einem dichten Gehölze vorwärts; da hörte er leise Tritte und blieb stehen und eine zarte weibliche Hand ergriff die seinige und drückte sie mit Innigkeit. Schon machte sich Leonti-Vorwürfe darüber, seinen Freund eines Glückes beraubt zu haben, an welchem sein Herz doch keinen Theil nehmen konnte. Er folgte der Dame, die ihn führte, in eine dichte Laube. »O Du,« sagte eine leidenschaftlich bewegte Stimme, »Du, den meine Blicke ausgezeichnet haben, den mein Herz gewählt hat, sag mir, ob das Deinige die Gefühle theilt, die ich seit dem ersten Augenblicke für Dich empfunden habe; sprich nur ein Wort und ich fliege in Deine Arme!« Leonti war in der größten Verlegenheit und wußte nicht, was er hierauf erwiedern sollte. Da ließ sich ganz in der Nähe ein leises Rauschen, wie von Gewändern, hören und erschreckt drückte sich die unbekannte Schöne nun fest an Leonti und verschloß ihm, zum Zeichen des Schweigens, mit ihrer Hand den Mund. Sie selbst wagte kaum zu athmen; und noch einmal rauschte es und deutlicher unterschied man die Tritte in dem trockenen Laube, so daß nun kein Zweifel mehr übrig war, daß sich Jemand näherte. Jetzt aber rief ganz nahe bei dem gespannten Paare eine zarte Stimme: »Leonti, Leonti! Kannst Du deine Bettina vergessen?« — »Großer Gott!« rief Leonti außer sich, »was höre ich? Das war ihre Stimme! Sie ist es! Bettina, theure Bettina, wo bist Du?«

— Durch dies unvorsichtige Rufen aber wurde man im Schlosse aufmerksam. Der Garten wurde lebendig, man näherte sich mit Fackeln und Leonti, der plötzlich ganz allein war, wußte nicht, wohin er fliehen sollte. Er suchte, den Weg auf welchem er hereingekommen war und hatte schon die verborgene Thür gefunden, als die bewaffneten Diener aus dem Schlosse ihn erreichten und über ihn herfielen. Er vertheidigte sich wüthend gegen die Uebermacht, da kamen Aubrey und Nadur-Heli ihm zu Hülfe und die drei Freunde entkamen nun glücklich nach ihrer Wohnung, nachdem zwei ihrer Gegner in dem Kampfe das Leben verloren hatten.

Jetzt aber war ihre Lage wirklich bedenklich, denn von der Rache der getäuschten Herzogin mußten sie alles fürchten. Sie vertrauten sich deshalb ihrem Wirthe, einem zuverlässigen Manne an und stimmten ihm vollkommen bei, als er zur schleunigen Flucht aus Rom rieth. Noch bedeckte die Nacht Roms Gefilde, als sie schon auf dem Wege nach Modena waren. Ein Bote brachte sie auf das Land zu einem Freunde ihres römischen Wirthes und hier in der Verborgenheit ruheten sie aus, bis Leonti's Wunde, die man anfangs nicht bemerkt hatte, geheilt seyn würde.

Dies gemeinschaftlich bestandene Abentheuer hatte indeß die Bande der Freundschaft noch fester unter ihnen geknüpft und Leonti allein schien eine schmerzliche Erinnerung daran zu bewahren. Aubrey erhielt von ihm

leicht das Geständniß seiner neuen Unruhe, Bettina's Erscheinen kam ihm nicht aus dem Sinne; Tag und Nacht dachte er nur an sie und nichts konnte ihm den Gedanken rauben, daß Bettina noch lebe; allein je mehr er hierüber nachdachte, desto undurchdringlicher wurde ihm das Geheimniß. Endlich, um seine Zweifel zu lösen, bat er Aubrey, ihm die Geschichte der jungen Mährin zu erzählen, die nach ihrem Tode wiedergekommen sey und ihren Geliebten überall begleitet habe. — »Beruhigt Euch, theurer Leonti,« sagte Aubrey; »ich habe jene Erzählung aufgeschrieben und will sie euch mittheilen.«

Geschichte der jungen Mährin.

»Den ersten Rang unter dem mährischen Adel behauptete die Familie der Fürsten von Alberg, welche jetzt noch aus zwei Brüdern und ihrer Schwester, einer durch Schönheit und Liebreiz gleich ausgezeichneten Prinzessin, bestand. Während ihre Brüder nach Ruhm strebten und im Kriege Gefahren und große Thaten suchten, lebte *Elzina* einsam auf dem Schlosse ihrer Ahnen. Seit einiger Zeit jedoch waren auch die beiden Brüder hieher zurückgekehrt und suchten durch Feste und glänzende Gelage, zu welchen sie die Edelsten aus der Ritterschaft versammelten, die Langweile einer ihnen unerträglichen Ruhe zu vertreiben, bis auf's neue der sehnlichst erwartete Aufruf sie in's Feld führen würde. Elzina dagegen war diesen Festen höchst abhold und suchte die Einsamkeit. Da, von den Huldigungen, welche sie als Dame des Hauses erfuhr, erlöst und allein in der Gesellschaft ihrer Herzensfreundin *Athalise*, überließ sie sich ganz den Gefühlen ihres Herzens und vergoß sie Thränen, welche sie vor dem argwöhnischen Stolze ihrer Brüder verbergen mußte.«

»Bald aber brach von neuem der Krieg aus und indem auch Elzinens Brüder daran Theil nehmen wollten, sagten

sie ihr beim Abschiede: »Es ist *Deine* Pflicht eben sowohl, Schwester, als die unsrige, den Ruhm unsres Hauses zu erhalten; lebe deshalb, während unserer Abwesenheit, ganz abgeschieden, damit auch nicht einmal die Möglichkeit existiren kann, Deinen Ruf anzugreifen. Wenn das Geschick unsern Waffen günstig ist, so sollst Du sehen, daß unsere Bruderliebe für alles gesorgt hat, was zu Deinem Glücke und zu Deiner Zufriedenheit dienen kann. Adieu, theure Schwester.« — »Adieu,« wiederholte leise ein junger Ritter aus ihrem Gefolge, »adieu, Elzina! Sey unserer stillen Liebe eingedenk!« Sie entfernten sich und Elzina sank, vom Schmerze überwältigt, in die Arme ihrer theuren Athalise.«

»Auf ihrem Zimmer wollte Elzina sich den Augen Aller entziehen und nur Athalise durfte bei ihr bleiben. Hier ließ sie ihren Thränen freien Lauf und benetzte durch sie ihr Lager und den Busen ihrer Freundin, welche mit ihr weinte, sie tröstete und sie mit den zärtlichsten Liebkosungen überhäufte, um ihr Herz zu beruhigen. Allein alles war vergebens; Elzinens Zustand wurde fieberhaft und wirklich bedenklich. So waren mehrere Wochen verstrichen und ein entscheidender Augenblick stand der Leidenden noch bevor, Athalise, die ihrer Freundin alles gewesen war, half ihr auch hier eine Gefahr überstehen, deren langsame Annäherung das Schreckliche derselben vermehrt hatte. Die

Mitternachtsstunde schlug. Der Flügel des Schlosses, auf welchem ihr Zimmer lag, war unbewohnt und die Nacht begünstigte ein kühnes Unternehmen. Athalise verließ deshalb unbemerkt das Schloß und obgleich sie zitterte, in der Dunkelheit der Nacht so ganz im zu gehen, so ermuthigte sie doch der Gedanke, daß ihre heimliche Entfernung vielleicht die Freundin retten könne. So ist das weibliche Herz, zu schwach für seine eigenen Leiden, von himmlischem Muthe, von hingehender Aufopferung beseelt, wenn es denen dienen kann, die es liebt.«

»Am Morgen nach dieser Nacht war Athalise noch immer nicht auf dem Schlosse zurück. Mit Ungeduld und großer Unruhe zählte Elzina die Stunden, ja die Augenblicke; denn das ganze Glück ihres Lebens, vielleicht dies Leben selbst hing von dem Geheimnisse jenes Unternehmens ihrer Freundin ab, das nothwendig verheimlicht werden mußte und doch durch eine Kleinigkeit verrathen werden konnte. Endlich hörte sie Jemanden sich mit raschen Schritten ihrem Zimmer nähern; die Thür öffnete sich und Athalise trat herein. Ihr ruhiger Blick, ihr sanftes Lächeln verhiessen eine fröhliche Botschaft. Ihr Zweck war erreicht und Elzina nahm sie in ihre Arme und bezeugte dem Herzen ihrer Freundin durch ihr Stillschweigen ihren Dank.«

»Mehrere Monate waren indeß verflossen und Elzina beklagte sich, noch immer keine Nachricht vom Heere erhalten zu haben, als eines Tages ein Eilbote auf dem

Schlosse erschien und ihr einen Brief zustellte. »Eilt zu Elzinsens Brüdern zurück,« sagte Athalise zu dem Boten, »und sagt ihnen, daß ihr langes Schweigen und die Gefahren des Krieges Elzinen sehr besorgt gemacht haben und daß nur die schleunige Rückkehr ihrer Brüder sie wieder wird beruhigen können.««

»Der Bote entfernte sich, Elzina öffnete den Brief und las:

»Theure Elzina!

Der Sieg hat unsere Waffen gekrönt und obgleich wir Krieger verloren haben, die uns sehr theuer waren; so sind unsere Thaten doch durch einen ruhmvollen Frieden belohnt. Morgen werden wir auf dem Schlosse bei Dir anlangen und mit uns wird der Gouverneur von Mähren kommen, der Deine Bekanntschaft zu machen wünscht. Bereite alles, ihn so zu empfangen, wie die Ehre, welche er uns erzeiget, es erheischt. Bis morgen lebe wohl

Erich von Alberg.««

»»Hast Du es wohl gehört, Athalise, was mein Bruder schreibt: *Wir haben Krieger verloren, die uns sehr theuer waren.* Da, lies selbst, ich kann nicht mehr.« — »Ermanne Dich,« erwiederte Athalise, »der Krieg raubt die Krieger; aber deshalb verschont das Schicksal doch wohl ein Leben, an welchem noch ein zweites Leben

hängt; beruhige Dich und quäle Dich nicht im voraus durch Kummer und Sorgen.« — »Ach, wie werde ich meinen Schmerz vor den Augen meiner Brüder verbergen können?« — »Das wirst Du müssen, darum fasse Muth.« — »Und was wird der Prinz Adalbert hier wollen?« — »Er wünscht Dich zu sehen.« — »Mich zu sehen? Wozu? Ach, Athalise, ich weiß nicht, wie es zugeht, aber alles ängstigt mich und macht mich besorgt.««

»Am folgenden Tage wurde es auf dem Schlosse sehr lebendig. Noch früher, als der Gouverneur, kam eine Menge seiner Ritter an. Elzina hatte alle ihre Kräfte zusammengenommen, um ihren Schmerz vor ihren Brüdern zu verbergen, die jetzt auch anlangten und in ihre Arme eilten. Aber umsonst blickten ihre Augen in dem Kreise der Männer umher; der Ritter, nach welchem ihr Herz sich sehnte, war nicht zu finden. »Lieber Bruder,« sagte sie endlich zu Erich, »ich war sehr besorgt für Dein Leben. Ihr habt gesiegt und dafür danke ich dem Himmel; aber wenn es wahr ist, was Du mir schriebst, so hat Deine Freundschaft diesen Sieg heuer bezahlen müssen.« — »Ja, liebe Schwester,« erwiderte Alberg, »der Sieg kostet oft den Siegern mehr Thränen, als den Besiegten.« — »Was ist denn aus Ferdinand, Deinem steten Waffengefährten, geworden? . . . Ach! — Er hatte Dir einst in der Schlacht das Leben gerettet.« — »Er war mein treuester Freund und dennoch kann ich ihn jetzt nur noch beweinen!« — »Er ist todt?« fragte Elzina zitternd,

indem sie sich auf ihre Freundin stützte. — »Er ist ruhmvoll gestorben und Dein Name war das letzte Wort, das seine Lippen bewegte — so sehr war er unserm Hause ergeben.« — »Ferdinand ist nicht mehr!« wiederholte Elzina seufzend. »Das ist das Loos des Kriegers!« sagte Alberg,«

»In diesem Augenblicke trat der Gouverneur in's Zimmer. »Liebe Schwester,« rief Erich, »da ist der Prinz Adalbert!« und zu diesem sich wendend, sagte er: »Entschuldigen Sie meine Schwester; die Sorge um ihre Brüder hat sie sehr angegriffen, obgleich sie durch diesen Beweis ihrer Zärtlichkeit uns nur noch werther geworden ist.« — »Und noch schöner,« sagte Adalbert, indem er Elzinen betrachtete.«

»Elzina zog sich in ihr Zimmer zurück, da selbst ihre Brüder, durch die Blässe der Schwester beunruhigt, verlangten, daß sie sich dem ermüdenden Feste entziehen möchte. Der Gouverneur sah mit Bedauern, daß sie sich entfernte und er sprach dies mit einer so zärtlichen Theilnahme aus, daß Elzina sehr verlegen darüber wurde. Und nicht ohne Grund war sie deshalb besorgt; denn ihre Brüder dachten schon seit längerer Zeit daran, ihr einen Gemahl zu geben, welcher der Schwester und ihres eigenen Ehrgeizes würdig wäre, und der Besuch des Prinzen, ihres Freundes, hatte keinen andern Zweck, als diesen Wunsch der Brüder zu erfüllen.«

»Adalbert hatte oft Elzinens Schönheit loben hören;

aber als er die Holde selbst sah, fand er, daß der Ruf noch verkleinert habe und noch an demselben Tage erklärte er seinen beiden Freunden, daß er ihre Schwester zur Gemahlin zu haben wünsche. Diese gaben ihm gern ihr Wort und benachrichtigten ihre Schwester davon, damit sie sich zu einer Verbindung anschicke, welche allen ihren Wünschen entsprach. Was sollte Elzina den ehrgeizigen Brüdern erwidern? Wie sollte sie sich dem Begehren derselben widersetzen? Womit konnte sie ihren Widerstand entschuldigen? — Gehorsam war das einzige, was ihr übrig blieb und die Brust voll Seufzer, die Augen mit Thränen gefüllt, trat sie an den Altar, um ein Herz zu verschenken, für welches kein Glück mehr blühetete.«

»Aber ihre Betrübniß an einem Tage, wo sie sich ganz der Freude hätte hingeben sollen, beunruhigte Adalberts Liebe und im Begriff, sie zu seiner Residenz nach Olmütz zu führen, verschwendete er die größte Zärtlichkeit, um die Traurigkeit seiner jungen Gemahlin zu verscheuchen, welche er als eine Folge der Zurückgezogenheit ansah, in der Elzina erzogen war. Seine Sorgfalt mißlang auch nicht ganz und sein Glück wurde noch erhöht, als Elzina ihm einen Sohn schenkte, den man *Oscar* nannte.«

»Athalise war ihrer Freundin gefolgt; aber umsonst bat Adalbert sie, an seinem Hofe zu leben. Sie konnte sich nicht entschließen, eine einsame Wohnung zu verlassen, welche sie in der Nähe der Stadt bezogen hatte und welche Elzinens Freundschaft täglich verschönerte. Hier

lebte sie glücklich und widmete sich ganz der Erziehung der jungen Thelemy, die sie auch stets begleitete, wenn sie ihre Freundin besuchte. Thelemy war fast von gleichem Alter mit Oscar, ihrem einzigen Gespielen, und indem Beide die Jahre der sich selbst noch unbewußten Kindheit zusammen verlebten, gelangte Thelemy zu dem Zeitpunkte unsers Lebens, wo sich alles in unsern Augen plötzlich verschönert. Auch an ihr weckte jeder neue Frühling neue Reize und neue Gefühle und die unbefangene, kindliche Freundschaft, welche sie bis dahin mit Oscar vereinigt hatte, wurde von Tage zu Tage ein zärtlicheres Gefühl; aber mit dem Bewußtseyn dieses Gefühls, erwachte in ihr auch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, dasselbe zu verbergen.«

»Oscar, der jetzt furchtsamer in Thelemy's Nähe war, konnte sich seine Verwirrung nicht erklären. Beide waren befangener und zurückhaltender, als sonst. Wenn sie einander nicht sahen, so dachten sie auf tausend Dinge, die sie sich fragen wollten und kamen sie dann zusammen, so wagten sie kaum zu sprechen. Doch nur zu bald lernte Oscar den Grund hiervon kennen; nur zu bald kam auch er zum Bewußtseyn seiner Gefühle.«

»Athalise indeß, welche schon seit einiger Zeit unwohl gewesen war, wurde jetzt so krank, daß sie ihre Wohnung nicht mehr verlassen konnte. Elzina besuchte sie oft, um die geliebte Freundin zu trösten und aufzuheitern; Oscar dagegen sah die theure Thelemy nun gar nicht mehr, bis

er seiner Unruhe hierüber nicht mehr widerstehen konnte und sich von seiner Mutter die Erlaubniß erbat, selbst nach Athalicens Wohnung gehen zu dürfen.«

»Hier fand er endlich Thelemy wieder, die eben beschäftigt war, eine Schärpe zu sticken. Verwundert über Oscars unerwartetes Erscheinen, gerieth sie in sichtbare Verwirrung, und diese Verwirrung, welche doch das sicherste Zeichen ihrer Liebe war, weckte in Oscars Brust einen Verdacht, den er nicht laut werden zu lassen wagte, den aber seine Blicke deutlich genug verriethen. »Ich störe Dich,« sagte er nach einiger Zeit, »das sehe ich wohl; es ist wahr, ich bin unbescheiden!« — »Wie so?« erwiderte Thelemy. — »Du bist so eifrig beschäftigt, die Schärpe zu vollenden, die gewiß für einen edlen Ritter bestimmt ist.« — »Ja, Oscar, sie ist für einen edlen Ritter bestimmt.« — »Der Dich liebt?« — »Ich glaube es.« — »Und Du liebst ihn wieder?« — Hierauf konnte Thelemy nur mit einem Seufzer antworten, — »Ach,« sagte Oscar mir einer zornigen Bewegung, »wenn ich wüßte! . . .« — »Halten Sie ein, Prinz und beleidigen Sie ihre Freundin nicht durch eine Eifersucht, die unserer Beider unwürdig ist.« — »Ach, Thelemy, verzeihe mir! Ich fürchtete, daß Du mich nicht mehr liebtest.« — »Vergißt man je wohl seinen ersten Freund?« — »Aber wird die Freundschaft hinreichen, um meine Gefühle zu befriedigen? Theure Thelemy!« — »Geliebter Oscar!««

»Thelemy,« fuhr Oscar fort, »ich muß noch in dieser

Nacht, auf Befehl meines Vaters, zur Armee abreisen.« — »O Gott, zur Armee! Du willst also Dein mir so theures Leben in so große Gefahr sehen!« — »Sorge nicht; denn in drei Tagen werde ich schon wieder zurück seyn.« — »Gewiß?« — »Wahrhaftig!« — »Nun, so nimm diese Schärpe, die ich für Dich gearbeitet habe. Sie sey Dein Schmuck. Hier, in dieser Falte steht der Name des Ritters, dem ich sie bestimmt hatte; da, lies: »Für Oscar.«« — Oscar wollte sie in seiner Freude umarmen, aber Thelemy entzog sich ihm und sagte weggehend: »Vergiß Thelemy nicht!« — »Ich,« erwiderte Oscar, »ich Dich vergessen? Nie, nie!««

»Stolz darauf, diese Schärpe zu tragen, besuchte Oscar, als er schon die Befehle seines Vaters vernommen hatte und vollkommen zur Abreise gerüstet war, noch einmal alle die Orte, welche seiner Jugend und seiner Liebe so theuer waren und dann erst begab er sich auf den Weg zur Armee, aber auch jetzt schon von dem Gedanken der Rückkehr erfüllt.«

»Athalise indeß wurde nicht besser. Thelemy begab sich auf das Schloß, weil Elzina mit ihr reden wollte; langsam ging sie durch die weiten Gärten, die sonst der Schauplatz ihrer Spiele mit Oscar gewesen waren und jetzt ganz verödet schienen. Da trat sie zu dem Baume, in dessen Schatten sie so oft mit dem Geliebten geruhet hatte, und siehe! von diesem flatterte ihr ein Papier entgegen, welches das zärtlichste Geständniß von Oscars

Liebe enthielt.«

»Tausend Mal las sie das Billet, welches alles enthielt, was Oscar noch nicht gewagt hatte, ihr mündlich zu sagen und freudig lächelte ihr Antlitz, als sie zu Elzinen kam. »Du bringst mir gewiß eine frohe Botschaft,« sagte diese. — »Ach, leider nicht!« erwiderte Thelemy erröthend. »Aber so oft ich diesen Pallast betrete, wo ich die schönsten Tage meines Lebens verlebt habe, kann ich ein lebendiges Gefühl der Freude nicht unterdrücken, welches von selbst in mir erwacht. Jeder Gegenstand erinnert mich an etwas Angenehmes; hier gefällt mir Alles; hier liebe ich Alles, selbst die Luft, die ich einathme.« — »Fahre fort, liebe Thelemy, ich höre Dich gern. Aber sage mir, fühlst Du, unter allen den reizenden Gegenständen, die Dich hier umgeben, bei der Erinnerung an schöne Stunden, welche hier in Dir erweckt wird, gar nichts, was Dich zu mir hinzöge?« — »Ich bin Athalicens Tochter und Sie sind die Freundin meiner Mutter, wie könnte ich daher anders als die aufrichtigste Verehrung und wärmste Dankbarkeit für Sie empfinden!« — »Mehr also nicht?« — »Mehr kann ich nur für meine Mutter fühlen.« — »Für Deine Mutter, Thelemy und für mich?« — »Ich kann Sie unmöglich eben so sehr lieben, als meine Mutter.« — »Halt ein, Thelemy, Du thust mir wehe!« »Verzeihen Sie . . .« — »Liebe Tochter,« fuhr Elzina bewegt fort, »Du hast also Athalisen sehr lieb?« — »Wer sollte seine Mutter nicht

lieben? Die Mutter giebt uns das Leben, bewacht unsere ersten Schritte, trocknet unsere ersten Thränen, freuet sich mehr über unser, als über ihr eigenes Wohl! Ihre Liebe verläßt uns nie, begleitet uns überall. — Mein Gott, was fehlt Ihnen, Sie werden blaß und weinen?« — »Nichts, liebe Thelemy; fahre nur fort, ich höre Dich gern. Ach, ich liebe Dich auch und gewiß mehr noch, als ich es Dir sagen kann. Aber Athalise?« — »Ach, ihr Zustand beunruhigt mich sehr!« — »Der Himmel verhüte ein solches Unglück, aber wenn Du sie dennoch verlörest?« — »O, wecken Sie in mir keine solche Furcht.« — »Wenn sie sich aber von Dir entfernte?« — »Sie sich von mir trennen. Das wird sie nicht, das kann sie nicht; ich würde ihr überall folgen. Eine Mutter kann ja ihr Kind nicht verlassen!« — »Grausame Thelemy entgegnete Elzina, Du weißt nicht, und wirst es vielleicht nie erfahren, wie wehe Du meinem Herzen thust. Aber oft wird eine Mutter gezwungen, sich von ihrem Kinde zu trennen. Es giebt im Leben schreckliche Lagen, die Dir noch fremd sind. Eine Mutter scheint oft ihr Kind zu verlassen, während sie ihre Thränen verbirgt, ihre Seufzer unterdrückt und ein Opfer der harten Pflicht, muß sie, selbst wenn die Tochter neben ihr steht, wenn alle ihre Gefühle erwachen und sie das geliebte Kind so gern umarmen möchte, selbst das leiseste Lächeln unterdrücken und eine Gleichgültigkeit heucheln, die sie nicht fühlen kann. Liebe Thelemy, beweine, beklage eine

Mutter, die in dieser grausamen Lage ist. Zwar ist sie schuldig, aber doch noch mehr unglücklich. Sie seufzt und schmachtet umsonst; sie ist für das Leben abgestorben. Ach, liebe Tochter . . .« — »Sie haben viel Kummer, gnädige Frau, ich weiß zwar die Ursache nicht; allein ich sehe es an ihren Thränen, daß Sie zu beklagen sind.« — »Ja wohl bin ich sehr zu beklagen; doch Dein Mitleid tröstet mich.« — »Das soll Sie immer trösten.« — »Immer?« — »Ja, wenigstens hoffe ich es. Wenn Sie wollten, wenn Sie auch an mir Mutterstelle vertreten, meine zweite Mutter seyn könnten!« — »Rede, was willst Du sagen!« — »Ich liebe Oscar.« — »Ich weiß es, die Freundschaft hat euch von Jugend auf vereinigt.« — »Nein, es ist mehr als Freundschaft; Oscar und ich fühlen wahre Liebe für einander.« — »Unglückliche!« — »Großer Gott! Sie erschrecken mich, gnädige Frau. Hören Sie mich an, ich bin nicht schuldig. Oscar hat es so gewollt und ich liebe ihn, so sehr, als mein Herz es nur kann. Meine Wünsche sind die seinigen und wenn ich seine Geliebte bleiben und einst seine Gattin werden dürfte . . .« — »Du Oscars Gattin! Unmöglich! Niemals, nie!« — »Ach, ich weiß leider wohl, Oscar ist ein Prinz und seine Mutter herrscht, während die meinige nur von ihren Wohlthaten lebt . . .« — »Verlaß mich jetzt, Thelemy, ich muß allein seyn. Das Geheimniß, welches Du mir entdeckt hast, bleibe unter uns; aber entsage Deiner Liebe und komm nicht wieder hieher. Einst sollst

Du den Grund von allem erfahren. Sey nicht traurig darüber, denn glaube mir, es muß so seyn, Umarme mich, meine Tochter, und kehre zu Athalisen zurück, dort werde ich Dich wieder sehen und Dich trösten. Leb wohl, leb wohl!« Die Thränen unterbrachen die unglückliche Mutter; sie drückte Thelemy fest an ihren Busen und gab ihr dann ein Zeichen, sich zu entfernen. »Wie unglücklich bin ich! Erbarme Dich, Gott, erbarme Dich meiner!« rief sie, während Thelemy sich, bestürzt und verwirrt, weinend entfernte.«

»Aber schon war Oscar von seiner Reise zurück; schon durcheilte er mit raschen Schritten den Garten, der ihn nur noch von seinem väterlichen Schlosse trennte, als er hier auf Thelemy stieß. — »Halt,« sagte er, »warum diese Thränen? Warum fließen sie heftiger in meiner Nähe? Du antwortest mir nicht? Sprich, eile, rede!« — »Oscar, wir sehen uns zum letzten Male!« — »Welche Sprache!« — »Deine Mutter . . .« — »Nun!« — »verbietet mir, Dich zu lieben. Unsere Verbindung ist unmöglich; der Abstand zwischen Deinem und meinem Stande ist zu groß.« — »Verscheuche Deine Furcht und baue auf mein Wort. Ich werde sehen, ich will mit meiner Mutter reden und sie gewiß umstimmen; sie wird meinen Bitten gewiß nicht widerstehen können. Sie wird auf das Flehen eines Sohnes, den sie liebt, und eines Liebenden, der Dich anbetet, hören und uns gewiß vereinigen. Siehst Du sie dort am Fenster? Sieh, wie zärtlich ihr Auge auf uns

ruhet. Mit liebevollen Blicken betrachtet sie uns; sie weint, sie erkennt mich; sie ruft meinen Namen. Komm, Thelemy, wir wollen uns ihr zu Füßen werfen!««

»Er sprach's und riß Thelemy, trotz ihres Widerstandes, gewaltsam mit sich fort. »O, beste Mutter,« rief er, indem er sich zu Elzinsens Füßen warf, »sieh, dies ist die Gespielin meiner Kindheit, die Gefährtin meines ganzen Lebens und die Gattin, welche mein Herz gewählt hat. Willige in unser Glück.« — »Oscar, bester Sohn laß von diesen Bitten ab.« — »Verbinde uns auf ewig!« — »Es kann nicht seyn, nie dürft ihr zusammen verbunden werden!« — »Wohlan! so fürchte die Folgen meiner Verzweiflung. Noch eine Weigerung und ich nehme mir das Leben!« — »Halt ein, Oscar! Vernimm das unübersteigliche Hinderniß, was Deinen Wünschen im Wege steht; aber erschrick, denn Du zwingst mich zu einem fürchterlichen Geständnisse. Thelemy ist Deine *Schwester!*« — »Ich bin Oscars Schwester?« — »Ich Thelemy's Bruder?« — »Ja, ihr seyd Beide meine Kinder. Ich habe mein Geheimniß euch anvertrauet, weil ich es mußte, um ein abscheuliches Verbrechen zu verhüten, aber bewahrt es wohl denn mein Leben, wie das eurige, hängt davon ab, daß ihr es verschweigt. Athalise, meine großmüthige Freundin, ist die einzige . . . Doch, wer ist da im Nebenzimmer? . . . O Himmel! mein Gemahl. Nun ist Alles verloren!««

»Wachen,« rief der Gouverneur, »bringt dies junge

Mädchen fort und Ihr, Harald, bewacht meinen Sohn auf seinem Zimmer. Mit Eurem Leben bürgt Ihr für ihn!« — »Wachen!« rief Oscar, »schont die junge Dame, oder fürchtet meinen Zorn!««

»Elzina wurde bewußtlos auf ihr Bett gelegt und Adalbert entfernte sich. Von der Ankunft seines Sohnes unterrichtet, war er gekommen, ihn aufzusuchen, als er durch das lebhafte Gespräch in Elzinens Zimmer bewogen wurde, demselben im Nebenzimmer zuzuhören und das Ende desselben abzuwarten. So entdeckte ihm der Zufall ein Geheimniß, was die nothwendige Klugheit so viele Jahre vor ihm verborgen hatte. Was sollte er jetzt thun? Der Stolz auf seinen Rang, der Verdruß über sein getäushtes Vertrauen, der Aerger, sich durch ein Geheimniß so viele Jahre hindurch betrogen zu sehen, unterdrückten in seiner Seele jedes großmüthige Gefühl. In sein Kabinett zurückgezogen, entwarf er die Pläne zur schrecklichsten Rache. Er gab die strengsten Befehle und schlug selbst seiner Gemahlin, die ihn vor ihrem Ende noch einmal zu sehen und zu sprechen wünschte, ihre letzte Bitte ab.«

»Oscar hörte von der Gefahr, in welcher seine Mutter schwebte, und umsonst waren die strengen Befehle, durch welche sein Vater den Wachen befohlen hatte, ihn nicht von seinem Zimmer zu lassen. Er entriß einem Soldaten, der sich ihm widersetzen wollte, das Gewehr und sogleich hörte aller Widerstand auf. Nun eilte er in

das Zimmer seiner Mutter, aber welcher traurige Anblick wartete seiner hier! Von weinenden Frauen umgeben, lag Elzine sterbend auf ihrem Bette. »Lieber Oscar,« sagte sie leise, »wir werden uns in einer andern Welt wiedersehen. Ich muß sterben. Dein Vater hat meine Rechtfertigung nicht mehr hören wollen; nun mußst Du dich meiner Sache annehmen. Umarme mich zum letzten Male, mein Sohn; Sorge für Athalise und Thelemy und vergiß Deine Mutter nicht! Leb wohl, Oscar, leb wohl!« Bei diesen Worten schlossen sich ihre Augen und nachdem sie dies gesprochen hatte, standen ihre Lippen auf ewig still.«

»Oscar war in Verzweiflung, und nur mit Gewalt konnte man ihn von der theuren Leiche entfernen. Er eilte nur zu Athalises Wohnung, um sich hier von seiner Schwester und von der zärtlichen Freundin seiner Mutter Trost zu holen; aber nicht die Wohnung mehr, sondern nur die Trümmern derselben fand er noch. Erstaunt über diesen Anblick, fragte er, was hier vorgefallen sey und erfuhr, daß der Gouverneur das Haus habe niederreißen und seine Bewohnerinnen auf immer aus Mähren vertreiben lassen. Nun stand er unentschlossen da und wußte nicht, wohin er sich jetzt wenden solle. Endlich verfolgte er auf's Gerathewohl einen Weg, in der Absicht, die beiden Vertriebenen aufzusuchen.«

Athalise und Thelemy, aus ihrer Wohnung vertrieben, waren indeß den Soldaten des Gouverneurs, welche sie

verfolgten, entflohen. Von aller Welt verlassen, ohne Zufluchtsort, ohne Freund, schleppten sie sich auf dem Wege zum Exile vorwärts. Athalise, kaum etwas von einer schweren Krankheit genesen, fühlte, wie ihre Kräfte abnahmen, und ihr Geist allein erhielt sie bei ihrem Unglücke aufrecht. Für ihre Freundin duldete sie, dieser Gedanke gab ihr Standhaftigkeit und Muth. Aber Thelemy, in Verzweiflung über ihren Zustand, rief weinend: »O Gott, die ganze Welt verläßt uns. Sieh nur, Jeder wendet seine Blicke von uns ab und fliehet uns. Selbst Oscar. Weiß er nicht, was ich dulden muß?« — »Vergiß Alles!« entgegnete Athalise. — »Ihn vergessen, wenn die Liebe mich verzehrt!« — »Thelemy, er ist ja Dein Bruder.« — »Nur seit wenigen Tagen ist er mein Bruder; mein Freund, mein Geliebter aber ist er gewesen, so lange ich lebe!« — »Habe Geduld, meine Tochter, und erschwere Dir unsere grausame Lage nicht noch durch unnütze Klagen.«

»So vergingen zwei Tage und schon fühlten sie den Mangel aller Lebensbedürfnisse im höchsten Grade. »Laß uns ruhen,« sagte Athalise, »ich kann mich nicht mehr aufrecht halten. Ich habe großen Durst; ach, nur ein wenig Wasser! . . .« Bei diesen Worten sank sie neben einem Baume nieder. Thelemy sah die Gefahr ihrer Freundin und sogleich belebten sich alle ihre erschöpften Kräfte von neuem. Sie suchte in der ganzen Gegend umher nach einer Quelle und war auch endlich so

glücklich, das hellste Wasser zu finden. Schnell füllte sie ihre hohlen Hände davon an und eilte dann zu ihrer Freundin zurück. Aber in welchem Zustande fand sie diese. Leblos lag sie an der Erde; ihre Augen waren gebrochen, ihr Mund halb geöffnet, Thelemy glaubte, sie schlief oder läge in Ohnmacht und rief sie deshalb laut bei'm Namen; doch Athalise schwieg. Sie nahm ihre Freundin in ihre Arme, drückte sie, rief sie noch einmal mit ihrer klagenden Stimme, doch umsonst. Athalise sollte sie nicht wiedersehen. Ihr Herz war kalt und erstarrt und ihre Augen auf ewig geschlossen.«

»Dieser Schlag war zu hart für Thelemy. Mit zerzausten Haaren lief sie auf die Landstraße und warf sich einem Wagen in den Weg, der eben vorüber fahren wollte. Der Wagen hielt und ein Fremder stieg aus. Thelemy konnte nicht reden, aber mit der Hand zeigte sie auf die Ursache ihrer Verzweiflung und zog dann den Fremden mit sich fort. Dieser untersuchte Athalises Zustand und überzeugte sich bald, daß alle Bemühungen, sie in's Leben zurückzurufen, vergeblich wären. Mitleidig sprach er seine Ueberzeugung aus; da zeigte sich ein schreckliches Lächeln auf Thelemy's bleichen Lippen und hastig wiederholte sie mehrere Worte, die unbezweifelte Zeichen von Wahnsinn gaben.«

»In diesem Augenblicke bemerkte Oscar der unausgesetzt den eingeschlagenen Weg verfolgt hatte, die geliebte Schwester. »Thelemy, Thelemy,« rief er, »finde

ich Dich endlich wieder! Aber, mein Gott, in welchem Zustande. Ich bin es ja, sieh mich doch an, kennst Du Oscar nicht mehr?« Thelemy sah ihn starr an, doch ohne ihn zu erkennen und bewußtlos sank sie dann in seine Arme. Während der Fremde Athalisens Leiche forttrug, hob Oscar Thelemy in den Wagen und stieg dann selbst mit dem Fremden hinein, der nun seinen Weg fortsetzte.«

»Dieser Fremde war Oldozi, ein berühmter Arzt, der edelmüthig seine ausgezeichneten Talente besonders den Unglücklichen weihte, welche ihres Verstandes beraubt worden waren. In einem Schlosse, welches er in der reizendsten Gegend bewohnte, hatte er eine große Anzahl solcher Unglücklichen, die er für die menschliche Gesellschaft wieder zu gewinnen suchte, versammelt, und dahin wurde auch Thelemy gebracht.«

»Oscar war untröstlich und wollte sich durchaus nicht wieder von Thelemy trennen. Er bediente sie mit der größten Aufmerksamkeit; er folgte ihr überall; er erinnerte sie tausend Mal an ihr enges Verhältniß; er nannte ihrem Ohre die Namen Bruder und Schwester, doch Thelemy blieb unempfindlich gegen alles, was er ihr sagte, nichts konnte sie aus ihrem tiefen, schmerzlichen Schweigen wecken.«

»So vergingen mehrere Tage und Oscars Verzweiflung ließ fürchten, daß er jede Hoffnung verloren habe. Oldozi wünschte ihn zu trösten. »Kommen Sie mit mir, Prinz,« sagte er eines Tages zu ihm, »um Zeuge eines

interessanten Auftrittes zu seyn, der vielleicht ihrer beklagenswerthen Freundin, wenigstens auf eine kurze Zeit, den Verstand wiedergeben wird. Nur wenige Menschen sind von der Natur so stiefmütterlich behandelt, daß die Musik keinen Eindruck auf sie machen kann; mehr aber als alle übrigen, sind traurende Herzen für die Reize derselben empfänglich, und durch die sanften Töne der Musik allein ist es möglich, ihnen die verlorene Ruhe wieder zu geben. Urtheilen Sie selbst, ob der Erfolg meinen Behauptungen, entspricht.«

»Hierauf trat er mit Oscar hinaus und gab ein Zeichen, worauf sogleich eine klagende, sehnsuchtsvolle Melodie anhob, durch die selbst Oscar aus seinem dumpfen Schmerze geweckt und gerührt wurde. Bald darauf erschien auch Thelemy, die den Tönen entgegen eilte und einen Berg hinan stieg, auf dessen Gipfel sie sich niedersetzte. »Wir wollen uns ihr nähern,« sagte nach einiger Zeit Oldozi; »aber verbergen Sie sich noch vor ihr, um den Eindruck nicht zu stören, den die Musik auf sie machen muß. Vielleicht, daß sie dann in Ihnen ihren Bruder wieder erkennt.« In dieser Hoffnung folgte Oscar dem Rathe des Arztes und verbarg sich hinter Thelemy in dem Gebüsche. Oldozi aber trat zu ihr und fragte: »Was empfinden Sie jetzt, reizende Thelemy?« — »Einen Schmerz, der mir gefällt. Mein Herz brennt; meine Gedanken verwirren sich. Ach, sonst war ich ihm so nahe! Damals liebte er mich und jetzt — gewiß, ich bin

sehr unglücklich!« — »Thelemy!« rief Oscar, der sich nicht länger zu halten vermochte. — »Still, still!« sagte Oldozi zu ihm. — »Mein Gott,« fuhr Thelemy fort, »war das nicht seine Stimme — aber nein; ich irre mich. Für mich giebt es kein Glück mehr. Ich möchte wohl sterben, wenn ich nur könnte!« — »Wollen Sie denn immer weinen?« — »Immer!« erwiderte sie — »Beruhigen Sie sich hier werden Sie von Jedermann geliebt.« — »Nein, nein! er liebt mich nicht mehr er darf mich nicht mehr lieben.« — »Warum diese Furcht?« — »Sie können noch fragen? Man sieht, daß Sie mein Unglück nicht kennen; doch Sie sollen alles erfahren, Hören Sie mich an!««

»Nun sang Thelemy selbst eine Romanze in welcher sie ihr Schicksal erzählte und besonders darüber, klagte, daß ein schreckliches Geheimniß Oscar verbiete, sie noch zu lieben. Als sie ihren Gesang geendet hatte, trat auch dieser aus dem Gebüsche zu ihr und bedeckte ihre Hand mit Küssen und mit Thränen. »Theure Thelemy,« rief er, »erkennst Du deinen Bruder nicht?« — »Du, mein Bruder? Ach, wenn es wahr wäre! Doch, was sagst Du, Unglücklicher? Mein Bruder? . . . ich habe keinen, ich habe nie einen gehabt.« Darauf setzte sie mit leiser Stimme hinzu: »Schweig und bewahre dies schreckliche Geheimniß. Wenn es Jemand hörte, so wäre ja Alles verloren. Um die Ehre meiner Mutter zu retten, darf Niemand erfahren, daß ich ihre Tochter bin. Und Du weißt es dennoch?« — »Theure Freundin, geliebte

Schwester Du, die ich noch immer anbete, die ich ewig liebe, erkenne doch Deines Oscars Stimme!« — »Du, Oscar? — Ja, ja, er ist es!« rief sie laut und sprang dann eilig von ihrem Sitze auf und entfloh in das Thal hinab, so daß sie bald Oscars Augen entschwunden war.««

»Folgen Sie ihr nicht, Prinz,« sagte Oldozi; »sie ist zu schwach, um so viele Eindrücke auf ein Mal zu fassen. Ich werde ihr Boten nachsenden und, verlassen Sie sich auf mein Wort, man wird sie wohlbehalten in's Schloß zurückbringen.«

»Indeß wurde es Abend und schon seit einer Stunde waren mehrere Boten aus der Residenz eingetroffen. Prinz Adalbert hatte nämlich den Aufenthalt seines Sohnes entdeckt und Harald, dem Wächter desselben, befohlen, ihn mit Oldozi zu holen. Alles war schon in Bereitschaft gesetzt, um diesem Befehle des Gouverneurs nachzukommen; aber noch immer war Thelemy nicht auf das Schloß zurückgekehrt und umsonst wurde der Wald nach allen Richtungen durchsucht. Endlich, gegen Morgen, kamen die hierzu ausgesandten Diener an einen Strom, wo sie Thelemy's Schleier fanden, der an einer wilden Weide hängen geblieben war. Sogleich brachten sie diese Nachricht auf das Schloß; Oldozi aber befahl hierüber zu schweigen und daraus noch keinen Verdacht zu schöpfen, worüber erst die Zeit und weitere Nachforschungen richtige Aufschlüsse geben könnten. Auf seinen Rath benutzte man den tiefen Schlaf, in

welchen Prinz Oscar begraben lag, um ihn in den zur Reise bereit stehenden Wagen zu heben, auch Oldozi stieg hinein und pfeilschnell eilten die Rosse des Gouverneurs auf dem Wege nach Olmütz vorwärts.«

Hier hielt Aubrey in seiner Erzählung inne. »Freund,« sagte darauf Leonti, »warum wollt Ihr eure Erzählung in dem Augenblicke unterbrechen, wo wir am meisten auf den Ausgang derselben gespannt sind? Sagt uns, was ist aus Thelemy geworden? Alle Bande, die sie an das Leben fesselten, waren zerrissen, in ihren Hoffnungen getäuscht, des Lebens, überdrüssig, blieb ihr nichts übrig, als der Tod. Aber wenn es nun wahr ist, was wir bis jetzt vermuthen, daß sie in dem Waldstrome ihren Tod gefunden habe; so sehe ich noch nicht ein, welche Aehnlichkeit sie mit dem furchtbaren Menschen haben könne, den wir verfolgen. Das aber habt Ihr uns doch vorher gesagt und hierüber wünschte ich vor allen Dingen Aufschluß zu haben. Ein weiblicher Vampyr, der seinen Geliebten verfolgt! Ich kann mir dies nicht als möglich denken.« Aubrey fuhr um dieser Bitten willen so fort:

»Als Oscar auf dem Schlosse seines Vaters angelangt war, erkundigte er sich wiederholt nach dem Ende, welches Thelemy's Flucht genommen habe und man fand jetzt für gut, ihm auch nicht länger zu verhehlen, daß man an dem Flusse ihren Schleier gefunden habe. Auch er zweifelte keinen Augenblick daran, daß die unerbittlichen Fluthen das Grab seiner heiß geliebten Schwester

geworden wären und weder die glänzenden Feste des Hofes, noch der Glanz seines fürstlichen Standes, noch die verführerischen Reize des Ruhmes konnten ihn trösten und zerstreuen. Alle Freuden führte die Zeit spurlos an ihm vorüber; aber die schmerzliche Erinnerung an das, was er erlebt hatte, blieb ihm und wenn sie auch an ihrer Lebhaftigkeit verlor, so ließ sie in seiner Seele doch einen Eindruck zurück, der unauslöschlich war.«

»So verflossen mehrere Jahre und Oscar blieb gleich unempfindlich gegen die Bemühungen der schönsten Jungfrauen ihm zu gefallen; aber Stolz und Ehrgeiz bestimmten endlich seinen Vater, ihm eine Gemahlin zu wählen. Er mußte gehorchen. Schon war ein königliches Fest zugerichtet, um seine Vermählung zu feiern; der Brautkranz schmückte die Prinzessin Amalie; Oscar wollte eben den ehelichen Eid schwören, als sich plötzlich die Thür der Kapelle öffnete. Eine Harfe erklang und zu ihren Tönen sang eine weibliche Stimme die Worte aus, Thelemy's Liede:

»Ich leb' und sage jeder Stunde:
Ewig weinen, sterben nie!«

Und es erschien . . .« — »O Himmel!« rief Leonti. — »Was fällt Euch ein?« — »Sie ist es!« — »Wer?« — »Bettina!« — »Ja,« sagte Bettina, die unbemerkt in's Zimmer getreten war, »ich bin es selbst ich war es, die

Du in Neapel gesehen und zu Rom gehört hast und ich erscheine jetzt abermals vor Dir, um Dir zu sagen, daß der abscheuliche Fremde, den Du verfolgst, hier ist und als ein sehr mächtiger und angesehener Mann am Hofe des Herzogs von Modena lebt.« — »Unser Feind ist zu Modena?« fragte Aubrey. — »Ja, er ist erster Minister und nennt sich Lord *Seymour*.« — »Nun, so laßt uns zur Rache eilen!« — »Geduld!« erwiderte Bettina. »Die Unternehmung ist nicht leicht und bedarf aller Klugheit. Noch ist der Augenblick nicht gekommen, wo unsere Rache handeln darf. Ein eben so hoher Staatsbeamter haßt den unverschämten Minister, der das Vertrauen seines Herrn mißbraucht; ich habe ihn von unserm Geheimnisse unterrichtet und erwarte seine Befehle.« — »Theure Bettina,« sagte Leonti bewegt, »sehe ich Dich wirklich wieder? Ach, wenn es kein Traum ist, so verlaß Deinen liebten nicht wieder, so bleib nun bei mir!« — »Ein heiliges Gelübde verbietet mir dies, bis auf den Tag, wo der verruchte Vampyr stirbt.« — »Nun, so reiß mich wenigstens aus der Ungewißheit, worin ich schwebe und sage mir, wie, wo und durch welche höhere Macht Du wieder in's Leben gekommen bist?« Bettina nickte ihm lächelnd Gewährung und fing so zu erzählen an:

»Als Du mich in jener verhängnißvollen Nacht mit dem Fremden allein ließest, ach da wußten wir Beide nicht, daß das Verbrechen sich oft selbst unter der Sprache der Tugend verbirgt. Dieser Fremde war der

Blutsauger, vor dem uns Elmoda's Prophezeiungen warnten. Als sein Opfer sank ich sterbend zu Boden; aber der Wunsch, Dich noch einmal zu sehen, ehe ich Dich auf immer verließ, belebte meine abnehmenden Kräfte und ich schleppte mich mühsam bis zu dem Orte, wo ich Deine Stimme hörte. Ich sahe Dich und weniger unglücklich sagte Dir mein brechendes Auge Lebewohl. Aber dann, soll ich sagen, daß es eine höhere Eingebung war, oder daß meine heiße Liebe zu Dir diese Hoffnung in mir erweckte, als ich vor Deinen Augen verschied, glaubte ich nicht auf ewig zu sterben; mein entfliehender Geist gab mir die Versicherung, daß ich Dich noch wiedersehen sollte. Schon fing mein Grab an zu grünen, als sich plötzlich auf eine unbegreifliche Weise Alles um mich her zu bewegen schien. In meinen Adern brannte ein verzehrendes Feuer, meine Augen glänzten in der finstersten Nacht, meine brennenden Lippen zitterten, die erschütterte Erde öffnete sich und eine überirdische Stimme rief in mein Grab: »Vampyr, steig aus Deinem Grabe!««

»Nun stand ich zu einem neuen Leben auf; aber meine Sinne waren noch verwirrt, ich wußte nicht, was ich nun thun sollte. Nur des Wunsches, mich zu rächen, wurde ich mir bewußt. Aber wer sollte der Gegenstand meiner Rache seyn? Von Allen, die ich in meinem frühern Leben gekannt hatte, erinnerte ich mich nur Deiner noch, Leonti, und dies Herz, das Dich so sehr geliebt hatte,

faßte, wer sollte es glauben, den Entschluß, Dich zu verfolgen; ein blindes Spielwerk einer höhern Bestimmung hatte Bettina ihren angebeteten Geliebten sich zum Opfer ausersehen. Ohne Ziel machte ich mich auf den Weg und gelangte an das Ufer, wo ich einen Nachen fand, den ich bestieg. Eben stieg die Sonne glänzend am Horizonte auf und vergoldete mit ihren ersten Strahlen die ganze Natur, als die Wellen mich an ein Gehölz trieben, in welchem eine einsame Kapelle stand. Meine ganze Seele war von frommen Gefühlen erfüllt, dem Herrn des Lebens zu danken für meine Errettung, war mein dringendstes Bedürfniß, deshalb stieg ich aus und trat in die Kapelle. Am Altare sank ich in Andacht auf die Knie, aber in dem Augenblicke, wo mein Gebet sich zum Himmel erheben wollte, wurden meine Augen geschlossen und ich unterlag einem plötzlichen Schläfe. Im Traume trat ein Engel als Bote des Allmächtigen zu mir und sprach:

»Der Allgütige hat Dich in ein neues Leben zurückgerufen, aber Deine Seele wird ihre Unschuld auch in diesem Leben bewahren. Du sollst kein Schrecken, keine Geißel der Menschheit seyn, wie jene Ungeheuer, die Jeder verabscheuet, weil sie nur auf die Erde zurückgekommen sind, um ihren Blutdurst zu stillen; sondern ein Schreckniß der Bosheit, ein Beistand der Tugend sollst Du seyn, so will es die Gottheit. Bettina! Du sollst den Gegenstand Deiner reinen Liebe

beschützen, darum erhebe Dich und wandere nach Osten zu. Der Himmel wird Dich leiten; aber nicht eher kannst Du mit dem Geliebten auf immer vereinigt werden, als bis der Vampyr, dessen Opfer Du gewesen bist, dem Grabe zurückgegeben ist, das ihn dann auf ewig einschließen wird. Versprich mir nun, dem göttlichen Willen zu gehorchen!« — »Ich schwöre es!« rief ich und . . . erwachte. Noch ganz erstaunt über meinen Traum, eilte ich ans Ufer, wo auf meinen Wink sogleich ein Schiffer herbeikam, dem ich nun befahl, mich weiter zu führen und augenblicklich segelte sein Fahrzeug dem Osten entgegen.«

»Auf dieser Reise, deren Ziel mir selbst unbekannt war, folgte der Schiffer mir überall und führte mich durch Länder und Städte. Als wir aber uns der Spitze von Italien näherten, da erkaltete der Eifer, mit welchem er mich begleitet hatte. Er befragte mich über den Zweck meiner Reise und meine dunkeln Antworten erweckten in ihm einen Verdacht, der meine Lage immer peinlicher machte. Wußte ich selbst doch nicht, wohin die himmlischen Mächte mich führen würden! In dieser Ungewißheit war ich nach Neapel gekommen und hier . . .« — Bei diesen Worten wurde Bettina durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Ein Bote trat ein und überbrachte ihr von Hofe einen Brief. Bettina las ihn und sagte zu dem Boten: »Ich folge Euch!« Darauf wandte sie sich zu Leonti und sagte: »Morgen erwarte ich Dich im

Pallaste des Herzogs.« — »Im Pallaste?« fragte Aubrey. — »Ja,« antwortete Bettina. »Herzog Albini, der Gouverneur des Pallastes, wird euch die Mittel an die Hand geben, um unsern Feind zu stürzen.« — »O bleib noch, Bettina!« sagte Leonti. — »Ich kann, ich darf nicht!« erwiderte sie und verschwand wie ein leichter Schatten.

Das Erscheinen und die Erzählung Bettina's hatten auf Nadur-Heli einen solchen Eindruck gemacht, daß er mehrere Male sich nicht enthalten konnte, seine Verwunderung laut zu äußern. »Ich begreife die geheimen Verbrechen eures Feindes, noch nicht,« sagte er, als jene wieder verschwunden war, »und dennoch werde ich dadurch an einen Bösewicht erinnert, den ich für die Ursache aller meiner Leiden halten muß.« — »Und woher war dieser Treulose?« fragte Aubrey. »War er ein Landsmann von Euch?« — »Nein, er war ein Engländer.« — »Sein Name?« — »Den weiß ich nicht.« — »Mir ahnet fast, daß wir alle Drei uns an demselben Feinde zu rächen haben. Und wenn ich mich hierin nicht irre, so laßt uns unsere Kräfte vereinigen und morgen gemeinschaftlich zum Pallaste des Herzogs gehen. Aber bis der Tag anbricht, bleibt uns noch Zeit genug, theurer Nadur-Heli, Deine Geschichte zu hören und gewiß wirst Du uns, nicht länger die Ursache Deines Kummers verbergen.«

Lange schwieg Nadur-Heli; endlich aber sammelte er

sich und sagte: »*Ihr* wollt es, meine Freunde, und so will ich euch denn mein kostbarstes Geheimniß anvertrauen.«
— Hierauf begann er folgende Erzählung.

Nadur-Heli und Cymodora.

»Zu gehorchen und zu zittern ist die Bestimmung des Volkes in meinem Vaterlande. Dieselbe Hand, welche willkürlich einen Günstling aus dem Staube zum Nächsten am Throne erhebt, giebt auch das Zeichen zum Tode, sobald der Minister das Unglück hat, nicht mehr zu gefallen. Dies war auch das Loos meines Vaters. Er war zu mächtig und bei dem Volke zu beliebt geworden, deshalb erklärte sein Fürst ihn für schuldig und ließ ihn umbringen. In dem Augenblicke, der mich meines Vaters und mit ihm des Letzten meiner Familie beraubte, befand ich mich bei dem Heere, um die ersten Proben meines jugendlichen Muthes abzulegen. Ein treuer Sclav, der bei der Ermordung meines Vaters entflohen war, brachte mir die Nachricht von dem für mich so schrecklichen Ereignisse. Durch die Ungnade meines Vaters in meiner Laufbahn gehemmt, beschloß ich, mich in den dicksten Haufen der Feinde zu werfen und in ihren Schwerdtern den Tod zu suchen, der meiner Verzweiflung am erwünschtesten schien; aber der treue *Azem* brachte mich von diesem Vorsatze zurück und führte mich weit von dem Orte weg, wo mein Leben auf zwiefache Weise, durch die Waffen der Feinde und durch die Tyrannei

eines Fürsten, gefährdet war.«

»Gezwungen, mein Vaterland zu verlassen, irrte ich lange Zeit flüchtig umher, mein Geschick beklagend und mein Leben verachtend, allein das Andenken an meinen ruhmwürdigen Vater ermuthigte mich wieder und erweckte in mir den festen Entschluß, mich seines Namens würdig zu zeigen. Ich nahm meinen Weg zu den Ufern des Ganges. Hier hatten die Maratten die Staaten des Raja von Benares überfallen und die größte Verwirrung unter einem Volke angerichtet, das mehr an weichliche Unthätigkeit in seinen Harems, als an das Getümmel der Waffen gewöhnt war. In der größten Eile rafften die Indier alle ihre Schätze zusammen, um mit diesen einer Gefahr zu entfliehen, die durch ihre Reichthümer selbst herbeigeführt war. Ungeduldig und nach Gelegenheit mich auszuzeichnen begierig, drang ich nach der Hauptstadt Benares vor und suchte den Pallast des Fürsten auf. Hier fand ich den Raja selbst im Begriff zu entfliehen. »Großer Fürst,« sagte ich zu ihm, »erlaube, daß ich Dir in der Noth, worin Dich die List Deiner Feinde und die Feigheit Deines Volkes versetzt haben, meine Hülfe und meinen Beistand anbiete. — Flucht ist das letzte, schimpflichste Mittel der Schwäche!« rief ich seiner Wache zu. »Soldaten könnt ihr dulden, daß ich ein Fremdling, allein für euren Fürsten kämpfe? Greift zu den Waffen! Die Maratten werden, durch einen unerwarteten Angriff erschreckt, die Flucht ergreifen und

der Sieg wird unsern Muth krönen. Ermant euch! Folgt mir, Nadur-Heli geht euch voran!««

»Bei diesen Worten, was auch die Ursache davon gewesen seyn mag, fühlten alle Krieger die Nothwendigkeit, ihre Feigheit zu unterdrücken und einen ruhmvollen Tod der Schande vorzuziehen. Sie schlossen sich sogleich an mich an und schwuren, zu siegen oder zu sterben. Nun führte ich sie augenblicklich gegen den Feind, auf welchen sie wüthend losstürzten und der glücklichste Erfolg rechtfertigte meine Erwartungen. Die Maratten wurden in die Flucht geschlagen und aus dem Lande vertrieben, dem Raja aber führte ich seine Soldaten als Sieger zurück.«

»Ganz außer sich vor Freude über ein so unerwartetes Glück, wußte der Fürst nicht, auf wie mannichfache Weise er mir seine Dankbarkeit beweisen wollte. Die Reichthümer, welche er mir bot, wies ich zurück; dagegen aber nahm ich den Oberbefehl über seine Truppen an und indem ich nun an seinem Hofe blieb, wurde ich sein vertrautester Rathgeber und sein Freund.«

»Ein langer Frieden führte in Benares bald jene weichliche Ruhe zurück, die Asiens Völkern so erwünscht ist und die nur durch glänzende Feste unterbrochen wurde. Bei einem dieser Feste sah ich zum ersten Male die Tochter des Raja. Von einem Haufen junger Slavinnen umgeben, die dem entzückten Auge die Reize aller Himmelsstriche darboten, war Azalida

doch noch anziehender und schöner als sie alle, und wäre sie nicht auf dem Throne geboren gewesen, so hätte wenigstens Jeder eingestehen müssen, daß sie von der Natur für denselben bestimmt scheine. Seit dieser Zeit traf ich öfter mit ihr zusammen und ich durfte mir schmeicheln, einigen Eindruck auf ihr Herz gemacht zu haben.«

»Unterdeß drang auch bis zu uns der Ruhm eines Königs und eines Volks, dessen ritterliche Landsleute einst selbst in der Nähe von Arabien gewesen waren; ich war begierig, ein so ausgezeichnetes Volk kennen zu lernen und verhiess dem Raja, dort für sein Land nützliche Kenntnisse der europäischen Staats- und Kriegskunst zu sammeln. Er willigte gern in diese höchst vortheilhafte Reise, aber er hat mich inständigst, die Dauer derselben abzukürzen und auch in Azolida's Augen zitterte eine Thräne, die mich um baldige Rückkehr bat.«

»Ich komme nun an einen Zeitpunkt meines Lebens, wobei weitem härtere Unglücksfälle, als alle früher erlittene, mich trafen und meinem Herzen Wunden beibrachten, die nie heilen werden. Nur kurze Zeit erst befand ich mich in Europa, als ein Befehl des Raja mich an seinen Hof nach Benares zurück rief. Ich gehorchte aber ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, meine Rückreise über Athen zu machen, wo ich die ehrwürdigsten Denkmähler des Alterthums besuchte. Als ich eines Tages am Ufer des Aegäischen Meeres saß und

mit Wohlgefallen auf die zahlreichen Inseln desselben hinabschauete, hörte ich neben mir das Rauschen eines Gewandes. Ich blickte auf und sah eine hohe, schöne, jungfräuliche Gestalt, mit einer Leier in der Hand und Pfeil und Bogen auf dem Rücken, stolzen Schrittes vorüber eilen. Unbemerkt folgte ich ihr und hörte, im Gebüsche versteckt, dem Liede zu, welches sie zu den wilden Akkorden ihrer Leier sang. Stolz und Kraft sprach aus demselben und die Freiheit war sein Gegenstand. Begierig, dies ungewöhnliche Mädchen kennen zu lernen, erhob ich mich und trat zu ihr. So wie sie mich erblickte, ergriff sie Pfeil und Bogen und zielte auf mich. Ich bückte mich indeß und bat sie, mich anzuhören. Mein stehender Blick entwaffnete und überraschte sie und ich wollte nun näher zu ihr treten; aber sogleich eilte sie im schnellsten Laufe über den Hügel und verschwand.«

»Ich kann die Gefühle nicht mit Worten beschreiben, welche Cymodora's Schönheit, ihr Gesang und ihr Entfliehen in mir erweckten. Lange Zeit blickte ich starr nach der Gegend hin, wohin sie geflohen war; dann irrte ich am Ufer umher und glaubte in dem leichten Sande ihre Spur zu erkennen, und mehr als je wünschte mein Herz sie zurück.«

»Abwechselnd von dem Vergnügen, welches mir ihr Anblick gewährt hatte und von der Besorgniß, daß ich sie nicht wieder sehen würde, bewegt, wollte ich die Gegend verlassen. Ich ging und überließ dem Zufalle die Wahl

meines Weges; aber wider meinen Willen führte mich ein ganz eigener Reiz immer wieder an den Platz zurück, wo sie gegen mich zu den Waffen gegriffen hatte. Als ich hier meine Blicke unwillkürlich auf den Boden heftete, erblickte ich eine Schrift an der Erde, die mit dürrem Laube bedeckt war. Ich hob sie auf und erkannte darin die Gesänge jener griechischen Dichterin, welcher unbefriedigte Liebe auf einem Felsen zu Lesbos den Tod gab. Ich konnte nicht begreifen, wie Cymodora, die schon den bloßen Anblick eines Mannes verabscheute, diese Ausbrüche des zärtlichsten Gefühls habe lesen können; aber bald sah ich, daß sie den unsterblichen Gesängen der Sappho ihre Bemerkungen in frischen Schriftzügen beigefügt hatte. Begierig, die Gedanken des Atheniensischen Mädchens kennen zu lernen, las ich sie mit Aufmerksamkeit durch und fand in ihnen die sichersten Beweise, daß sie die Männer und die Liebe als Feinde der Freiheit hasse und fliehe.«

»Von der Hoffnung Cymodora wiederzusehen erfüllt, kam ich nach einiger Zeit wieder an den Ort zurück, wo ich sie zuerst gesehen hatte und ich wurde nicht getäuscht, denn bald ließ sie sich hören. Indem ich sie zu überraschen und doch zugleich zu fesseln wünschte, griff ich nun in die Saiten der Leier, welche ich mitgebracht hatte und sah mit Vergnügen, wie sie umsonst dem Eindrucke dieser für sie neuen und hinreißenden Melodie zu widerstehen suchte und wie sie endlich sich meinem

Verstecke näherte, um noch besser hören zu können. Sobald sie mir nun nahe genug war, hörte ich plötzlich auf zu spielen und trat zu ihr.«

»Schöne Griechin,« sagte ich, »fürchte Dich nicht, ich will Dich weder in Deiner Unschuld stören, noch Dir Deine Freiheit rauben. Nein, ich schwöre es Dir und Du darfst einem Fremden, der Dich bewundert und Dich inständig bittet, glauben, ich wünsche nur das Glück zu haben, aus Deinem Munde eine Erzählung des Unglücks zu hören, welches Dein Vaterland betroffen hat. Obgleich ich zum Herrschen geboren bin, will ich doch Dein Slave seyn, Befehl, ich werde gehorchen!«

»Diese ungewohnte Sprache benahm ihr jede Furcht. Verwundert und ohne ihre Bewegung verbergen zu können, sah sie mich an und sagte: »Erkläre mir, Fremdling, auf welche Weise Du so reine und so rührende Töne hervorbringst. Deine Kunst ist gefährlich und sehr reizend; aber eigentlich so doch die Muse durch ihre Töne den Muth, nicht aber jene betäubende Sinnenlust erwecken. Weißt Du nicht, daß in den glücklichen Zeiten Athens ein Grieche angeklagt wurde, weil er eine siebente Saite für die Leier erfunden hatte?« — »Ja,« erwiederte ich, »aber als Timotheus, um den Tod dafür zu leiden, über einen öffentlichen Platz geführt wurde, bemerkte er eine Statue des Apollo, welche eine der seinigen ähnliche Leier in der Hand hielt. Ueber diese unerwartete Erscheinung erfreut, zeigte er dem Volke das

göttliche Instrument, welches, wie er sagte, ihm zum Muster gedient hätte und seine Richter wagten nun nicht, ihn um einer Erfindung willen zu verdammen, die durch das Attribut einer Gottheit geheiligt war.««

Durch die Antwort wurde Cymodora überrascht, sie erröthete, schwieg einen Augenblick und sagte dann: »Ich muß gestehen, der männliche Stolz in Deinem Gesichte und die Sanftmuth in Deinem Gespräche haben mir ein Zutrauen eingeflößt, wie ich es zu keinem Manne fassen zu können glaubte. Aber sage mir, was suchst Du hier? In welcher Absicht bist Du in diese verlassene Gegend gekommen? Bist Du gekommen, um die alten Denkmäler des Ruhms der Griechen zu bewundern? Du siehst, sie sind nicht mehr, Barbaren haben den Boden Athens betreten und das alte Athen ist dahin. Sie haben unsre Felder verwüstet, unsre Kunstwerke zertrümmert und unsere Heiligthümer entweiht. Die entarteten Griechen sind vor ihnen geflohen und ich selbst zog mich in die Trümmern eines christlichen Tempels zurück, wo der weise Alcidamas, ein ehrwürdiger Priester, mich an Kindes Statt annahm und erzog. Hier habe ich einsam im Walde und von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, bis jetzt gelebt. Und nun ist Alcidamas gestorben. Ich habe gesehen, wie das Leben von ihm wich; ich habe ihm mit meinen Händen ein Grab bereitet und noch in diesem Augenblicke, wo ich mit Dir von meinem väterlichen Freunde rede, glaube ich die letzten Worte desselben zu

hören, mit welchen er mir zurief: »Cymodora, fliehe die Menschen, so wirst du frei seyn!« — Ich habe es dir geschworen, ehrwürdiger Vater, und ich werde es halten! Frei und rein will ich seyn, wie du selbst es warst!« — So sprach Cymodora und der Ton, in welchem sie dies alles sagte, gab ihren Worten einen Ausdruck und ein Gewicht, wodurch ich wie bezaubert wurde. Ich konnte nicht müde werden, sie zu sehen und zu hören, und auch sie, über mein langes Schweigen verwundert, sah mich jetzt an. Ach, und mit welchem Blicke! Mein Herz war entflammt und wurde unwillkührlich zu ihr hingezogen; meine Kniee beugten sich und ich sank zu ihren Füßen. Sie erröthete und wollte zornig entfliehen. »O, Cymodora,« sagte ich darauf, »verzeihe mir! Ich kann dem Zauber nicht widerstehen, welchen Deine Schönheit und Deine Stimme für mich haben. Kannst Du vor mir erschrecken, daß Du fliehst? Du selbst bist die Ursache des Zaubers, in dem ich befangen bin, für Dich allein empfinde ich jene heiße Liebe, die Du verdammt, die aber auch Dich verdammen kann, wenn Du selbst sie einflößest. Und wenn Du dem Nadur-Heli verbietest, seine Wünsche bis zu Dir zu erheben, so nimm wenigstens die Hülfe an, welche sein Arm Dir anzubieten vermag. Von neuem kann ein Krieg dies Land verwüsten und Räuber können dasselbe überfallen, von denen Du alles fürchten muß; darum beschwöre ich Dich bei dem Andenken an Alcidamas, bei dem Namen der Götter, die Du verehrst,

erlaube mir, Dich gegen die Gefahren zu vertheidigen, die Dir drohen!« — »Du mich vertheidigen? Mich beschützen? Habe ich nicht meine wohlerprobten Pfeile? Wehe dem, der es wagte, ihnen zu trotzen!« — »Verlaß eine Gegend, wo Deine Freiheit in Gefahr ist.« — »Ich bin und bleibe frei!« rief sie stolz, und ich überzeugte mich, daß die Zeit allein im Stande seyn werde, sie auf Gefahren aufmerksam zu machen, die ihr bis jetzt noch fremd waren. — »Nun,« sagte ich darauf zu ihr, »so gewähre mir wenigstens die Bitte und erzähle mir die Leiden des Alcidamas und die Ursachen, welche Athens Tochter zur einsamen Bewohnerin des Waldes gemacht haben!« — »Morgen!« sagte sie; »denn für heute müssen wir uns trennen, da der Abend herannaht. Leb wohl!« — Bei diesen Worten verließ sie mich, aber weniger eilig als sonst, ja, indem sie sich sogar mehrere Male nach mir umsah.«

»Welche frohen Gefühle erweckte in mir die Hoffnung, sie am folgenden Tage wieder zu sehen! Morgen! sagte Cymodora, die sonst alle Menschen haßt. Meine Gesellschaft ist ihr also nicht mehr zuwider; sie erzählt mir, sie hört mir zu. Morgen werde ich sie wieder sehen, mich vielleicht eines Lächelns von ihr erfreuen, oder ein freundliches Wort von ihr hören! So dachte ich bei mir in freudiger Erwartung des kommenden Tages. Dieser Tag war sehr schwül, ich erwartete daher die kühleren Abendstunden und eilte dann an den Ort, wo ich

Cymodora's Ankunft erwarten wollte. Aber, wer schildert mein Entsetzen und meine Verzweiflung, als ich, an dem gedachten Orte angekommen, ein Boot auf den Wellen des Meeres enteilen sah, in welchem Cymodora als Gefangene von Räubern weggeführt wurde und vergebens die Hände nach mir ausstreckte, um mich um Hülfe zu bitten. Ich versuchte alle Zeichen unsers Landes und zeigte den Räubern unter andern einen Dolch, reich mit Edelsteinen besetzt, als Zeichen meines hohen Standes; aber umsonst drang selbst meine Stimme zu ihnen. Ihre feilen Seelen haben nur Gehör für den Klang des Goldes, um dessen willen sie die jungen Mädchen von den Küsten rauben und in die Asiatischen Harems führen. Bald waren das Boot und Cymodora mir aus den Augen entrückt.«

»Da Cymodora mir entrissen und jede Hoffnung, sie wieder zu sehen, verschwunden war, hatten die Schönheiten ihres Vaterlands auch keinen Reiz mehr für mich. Deshalb bestieg ich zu Corinth ein Schiff und reisete mit demselben nach Benares ab.«

»Meine Reise ging schnell zu Ende. Mit großem Jubel wurde ich empfangen, da meine Rückkehr zu Benares bekannt geworden war. Der Raja selbst war mir entgegengekommen und Azolida begleitete ihn. Als diese ihren Schleier hob, wurde ich durch ihre Schönheit und durch die Freude, welche aus allen ihren Zügen sprach, sichtbar verwirrt; ich ließ mich vor ihr auf ein Knie

nieder und sie reichte mir die Hand, die ich in der meinigen zittern fühlte. Ich mußte mich nun zu ihr auf den Palankin setzen und so war mein Einzug in die Stadt einem Triumphzuge gleich. In der Stadt war Alles festlich und glänzend. Der Raja hatte ein großes Fest veranstaltet, zu welchem sein ganzer Hof eingeladen war. Ich mußte neben seiner Tochter Platz nehmen und darauf sagte er in Gegenwart aller Hofleute zu mir: »Höre, Nadur-Heli, den Grund, der mich bewogen hat, Deine Rückkehr zu uns zu beschleunigen. Azolida konnte Deine längere Abwesenheit nicht ertragen; sie hat mir ihre Liebe zu Dir gestanden und ihr Kummer beunruhigte meine Zärtlichkeit für sie so sehr, daß ich mich entschloß, Dich zurück zu rufen. Noch immer bin ich Dir meinen Dank für die großen Dienste, welche Du mir und meinem Volke geleistet hast, schuldig; deshalb habe ich Dich zur Stütze und zum Erben meines Thrones erwählt und schon morgen sollst Du mit meiner geliebten Tochter verbunden werden.«

»Wer vom Blitze getroffen wird, kann nicht mehr überrascht seyn, als ich es bei dieser Nachricht war. Azolida blickte mich mit süßer Hoffnung an und schien eine Antwort zu erwarten. Ich bemerkte es und indem ich mich aus meiner Verwirrung zu sammeln suchte, erzwang ich ein Lächeln und verneigte mich vor dem Raja zum Beweise meiner Dankbarkeit, aber mein Herz, das mit einer andern Liebe beschäftigt war, als der, wovon ich

jetzt den Lohn empfang, zitterte in voraus vor den Leiden, die mir ohne Zweifel bevorstanden.«

»Der Raja bat mich nun, ihm von meinen Reisen zu erzählen; ich that es und beschrieb ihm die Reize der Schweizergegenden, die glückliche Lage Frankreichs, die Kunstschatze Italiens und die Trümmern von Athen. Ach, mit welchen Empfindungen sprach ich gerade jetzt von diesem Gegenstande! Nichts, was ich in dieser Gegend, wo mir das Leben aufgegangen war, gesehen und erlebt hatte, war meinem Gedächtnisse entfallen und auch der kleinste Umstand schien mir der Mittheilung werth. So beschrieb ich auch die Gefühle, welche mich an der Küste des Aegäischen Meeres ergriffen hatten, als ich hier eines Tags durch die Töne einer Leier und durch den stolzen Gesang eines griechischen Mädchens überrascht wurde. — »O,« unterbrach mich der Raja, »was Dich dort so entzückt hat, kannst Du auch hier hören. Selim!« rief er, »führe die neue Sclavin herein!« — Sogleich trat ein junges Mädchen mit einer Leier herein und fing das Vorspiel an. Jetzt lüftete sie den Schleier, ich sah sie an — Gott! es war Cymodora!«

»Ihr seht die Scene voraus, welche erfolgte, als Cymodora auch mich erkannte. Wir flogen einander in die Arme; der Raja aber, aufgebracht darüber, daß ich seiner Tochter in ihrer und seiner Gegenwart eine Andere vorzog, ließ mir Cymodora mit Gewalt entreißen. In Rücksicht auf meine Verdienste und auf die Liebe des

Volks zu mir, wurde ich augenblicklich aus dem Lande verwiesen, da mir sonst der Tod gewiß gewesen wäre. Cymodora aber, die umgebracht werden sollte, wurde auf seinen Wunsch einem Engländer überlassen, der von den Englischen Besitzungen nach Benares gekommen war, um mit dem Raja zu unterhandeln, und bei diesem ist sie, da es mir ganz unmöglich war, sie zu befreien, nach sehr kurzer Zeit auf unbegreifliche Weise gestorben.«

Hier wurde Nadur-Heli durch ein lautes Klopfen an der Thür des Hauses, in welches die drei Freunde sich zurückgezogen hatten, unterbrochen. Man öffnete und fand einen Boten des Herzogs Albini, welcher hereintrat und sagte: »Ich habe Befehl, euch auf einem geheimen Wege in den herzoglichen Pallast zu führen, wo euch der Gouverneur Albini erwartet.« — »Was denkt er zu beginnen?« fragte Aubrey. — »Das weiß ich nicht.« — »Und wann sollen wir den Minister sehen?« — »Bei dem Feste, welches der Hof heute Abend giebt und wobei auch ihr zugegen seyn werdet. Doch, laßt uns eilig aufbrechen!«

Es war indessen Tag geworden und Nadur-Heli, Aubrey und Leonti folgten ihrem Führer, der ihnen die größte Sorgfalt empfahl und sie in kurzer Zeit in den Pallast des Herzogs von Modena brachte.

Dritter Abschnitt.

Der Minister des Herzogs von Modena.

Alfons der Zweite, Herzog von Ferrara, der im Jahre 1597 ohne Kinder gestorben war, hatte in seinem Testamente den Herzog Cäsar von Este zum Universalerben ernannt. Der neue Herzog zeigte dem Papste Clemens dem Achten seine Thronbesteigung an; aber der römische Hof erklärte aus nichtssagenden Gründen, daß das Herzogthum Ferrara dem heiligen Stuhle anheim gefallen wäre und gab eine Bulle aus, worin er, weit entfernt, Cäsar als rechtmäßigen Nachfolger Alfons des Dritten anzuerkennen, ihn vielmehr der Thronfolge unfähig erklärte und sammt Allen, die seine Parthei ergreifen würden, excommunicirte und die Stadt Ferrara mit dem Interdict belegte.

Die Truppen des Papstes, fünf und zwanzig tausend Mann stark, rückten an das Gebiet von Ferrara und Cäsar, der bei keiner andern Macht Beistand finden konnte, war gezwungen, sich auf's Bitten zu legen und vor allen Dingen einen Waffenstillstand auszuwirken.

Es bedurfte eines sehr gewandten, erfahrenen Mannes

zu dieser wichtigen Unterhandlung. Der Herzog beauftragte damit einen angesehenen Engländer, der unlängst zu Ferrara angekommen war und sein ganzes Vertrauen besaß. Als Staatsmann eben so ausgezeichnet, wie durch seine glänzenden äußern Eigenschaften und besonders durch jene Gewandtheit und Geschmeidigkeit, die am Hofe immer den Sieg davon trägt, begünstigt, war *Lord Seymour* der Freund und Vertraute des Fürsten geworden und mit Begierde übernahm er eine Gesandtschaft, die seinem Ehrgeize ein so reiches Feld darbot.

Der Cardinal Aldobrandini, Neffe des Papstes und Legat desselben zu Bologna, begab sich nach Faenza, welche Stadt zu den Verhandlungen ausersehen war, und hier brachte der Minister des Herzogs durch seine List ihm dahin, daß er einen Vertrag unterzeichnete, kraft dessen Cäsar vom Kirchenbanne befreiet werden sollte, wenn er auf den Besitz des Herzogthums Ferrara verzichtete und dem Papste die Hälfte von allem, was in der Stadt an Geschütz, Waffen und Munition befindlich wäre, überließe.

Der Herzog verließ die Stadt und das Gebiet von Ferrara und verlegte seinen Hof nach Modena. Er wandte alles auf, um seine neue Hauptstadt so viel als möglich zu verschönern und bald übertraf seine jetzige Residenz auch an Glanz das nun todte und verödete Ferrara, welches er dem Papste überlassen hatte.

Lord Seymour wurde zum ersten Minister ernannt und der neue Staat war anfangs glücklich, eben weil er noch neu war. Bald aber hörte man überall Klagen und Unzufriedenheit laut werden und der allgemeine Gegenstand derselben wurde Lord Seymour, weil man zu wiederholten Malen gesehen hatte, wie er das Laster auf Kosten der Tugend hob, und die Stimme der Gerechtigkeit und Ehre, so wie das Geschrei der Klage unterdrückte.

Herzog Albini, vormals der erste Minister zu Ferrara, war jetzt Gouverneur des herzoglichen Pallastes zu Modena und sein Sohn Befehlshaber der Leibwache. Durch große Verdienste und unzählige Beweise seiner treuen Ergebenheit hatte dieser ehrwürdige Greis sich das Recht erworben, selbst dem Fürsten die Wahrheit sagen zu dürfen. Mit Betrübniß hatte er es erleben müssen, daß ihn ein Fremdling von seinem ehrenvoll verwalteten Posten verdrängte aber mit Gewißheit sagte er nach den ersten Schritten des neuen Ministers die nachtheiligen Folgen seines Einflusses voraus. Er theilte selbst dem Herzoge seine Besorgnisse mit; doch man hörte nicht auf ihn und Lord Seymour erstieg den Gipfel der Ehre und Macht und sah, wie sich Alles unter seinen Willen beugte. Der Ernst in seinem Blicke und die Gemüthsbewegung, welche aus seinen Zügen sprach, hielt man für die Folgen seiner zu großen Anstrengung; wenn er dann aber bei den Hof- Festen erschien, zeigte er

so viel Gewandtheit des Geistes, so viel Anmuth in seiner Unterhaltung, daß alle Frauen sich unter einander um seine Huldigungen beneideten. Und so war Lord Seymour nicht nur im Besitze der höchsten Macht, sondern er war auch die Seele der geselligen Unterhaltung am Hofe. Besonders zeigte er dies in den Zirkeln, welche sich des Abends in den Zimmern der Prinzessin, der einzigen Tochter des Herzogs, zu versammeln pflegten und geistreiche Mittheilungen und freundschaftliche Erzählungen zum Zwecke hatten. Als man hier sich eines Abends von der Hexerei und von einem Vampyr unterhielt, durch den ein junges Mädchen zu Florenz umgekommen seyn sollte, und als nun auch Lord Seymour aufgefordert wurde, seine Meinung mitzutheilen, sagte er: »Jedes Volk hat einen solchen Aberglauben, dem irgend etwas zum Grunde liegt, und wenn man von allen dem Schrecklichen, was den Leuten, die man Blutsauger nennt, zugeschrieben wird, den Schleier wegnehmen könnte; so würde man bald einsehen, daß der Schrecken, den sie einflößen, nur in einer Reihe von Unglücksfällen, die wir nicht zu erklären vermögen, seinen Grund hat. Ich erinnere mich hierbei einer morgenländischen Erzählung, die meine Meinung bestätigt und die ich jetzt mittheilen will.«

Der Vampyr von Bagdad.

»Nicht fern von den Mauern der prächtigen Stadt Bagdad, lebte in einer kleinen Hütte, welche sich an ein Gehölz lehnte, ein armer Fischer, Namens *Gia Hassan*. Sein Fischergeräth und ein Paar Matten, welche seine Tochter *Phaloe* aus Binsen flocht, machten sein ganzes Vermögen aus; seinen Unterhalt verschaffte ihm der benachbarte Tigris. Täglich, wenn der Vater von seinem Morgen-Fange zurückkam, ging *Phaloe* in die Stadt, um dort die gefangenen Fische und zierliche Körbchen, die sie selbst geflochten hatte, zu verkaufen. *Phaloe* brauchte nie lange zu warten, um ihre Vorräthe abzusetzen. Sie war so hübsch, daß die Käufer haufenweise ihr zuströmten, und sie immer, nach kurzer Zeit mit dem Gewinne des Tages zu ihrem Vater zurückkehren konnte. Ein einfaches Mahl und ein Abendgebet beschloß dann ihren Tag, und so lebten *Gia Hassan* und *Phaloe* zwar arm, aber doch stets glücklich und zufrieden.«

»Es herrschte zu dieser Zeit der berühmte Kalif *Harun al Raschid* im Oriente, dessen Macht weniger durch seine Heere, als durch die unbegrenzte Liebe seiner Völker befestigt war, welche er sich dadurch erworben hatte, daß er alle Eigenschaften eines edlen und großen Fürsten in

sich vereinigte. Noch ganz kürzlich hatte der Kalif die deutlichsten Beweise von der Liebe seiner Völker bekommen, indem ihn seine Unterthanen, bei der Rückkehr aus einem glorreich beendigten Kriege, nicht wie ihren Beherrscher, sondern wie einen allgeliebten Vater empfingen.«

»Unter der Leibwache des Harun al Raschid befand sich ein junger Mann, Namens *Kaled*, der, obgleich von seinen Vorgesetzten geliebt und ausgezeichnet, doch mehr Neigung zum Kaufmannsstande hatte und mit Sehnsucht eine günstige Gelegenheit erwartete, um von seinen Oberen das erste Erforderniß zur Befriedigung dieser Neigung, nämlich die Freiheit, zu erhalten.«

»Als dieser eines Tages vor dem Pallaste des Kalifen auf und ab ging, sah er ein junges Mädchen vorüber gehen, deren Anmuth und Schönheit, mehr aber noch deren Sittsamkeit und Bescheidenheit auf den ersten Blick sein Herz fesselten. »O heiliger Prophet,« rief er, »wenn die Houris, die Du den Gläubigen verhießen hast, so viele Reize haben, wie diese junge Schöne, wie glücklich wirst du sie dann machen!« und indem er dies sagte, folgte er dem jungen Mädchen nach, das leicht wie ein Reh vom Libanon zum Marktplatze eilte, wo sie ohne Zweifel ihre Bürde absetzen wollte. Ganz nahe an ihrem Ziele that die junge Schöne einen solchen Fehltritt, daß sie gewiß zur Erde gefallen seyn würde, wenn nicht Kaled, der dicht hinter ihr war, so glücklich gewesen

wäre, sie in seinen Armen aufzufangen. Mehrere Körbchen voll Fische fielen ihr aus der Hand; aber einer ihrer gewöhnlichen Käufer, der sie sogleich erkannte, eilte nun auch herbei und sagte: »Wie beklage ich Dich, schöne Phaloe, daß Dir die Hülfe eines Freundes oder eines Bruders fehlt! Möchte doch unser heiligster Prophet Dir ein Muster von Ehemanne schicken, um Deine Tugend und Unschuld zu belohnen!««

»Phaloe hatte anfangs, in der Angst, daß sie fallen könnte, nicht auf den Fremden geachtet, der ihr zu Hülfe gekommen war; jetzt aber sah sie ihn an und ihre Stirn färbte sich glühend roth. Mit niedergeschlagenen Augen dankte sie schüchtern dem Fremden, der gegen ihre zu große Höflichkeit protestirte und durchaus nicht zugeben wollte, daß sie allein nach Hause zurückkehren sollte. Er rief den Kaufmann zum Bürgen für seine guten Absichten auf und sagte: »Ich bin Kaled, einer von der Leibwache des Kalifen, und Gott behüte mich, daß ich jemals ein vorwurfsfreies und von meinen Vorgesetzten gebilligtes Betragen nur im Mindesten beflecken sollte. Ich werde dies junge Mädchen begleiten und sie unversehrt in die Arme ihres Vaters zurückführen.««

»Schon hatte Phase ihre Waaren verkauft und schon war sie mit Kaled, auf dessen Arm sie sich erröthend stützte, vor die Thore der Stadt gekommen, wo sie, entfernt vom Gewühle der Menschen, nur den tausendstimmigen Gesang der Vögel und die brausenden

Wogen des Tigris hörten, wo die ganze Natur aus ihren Herzen und zu ihren Herzen sprach; und dennoch sprach keiner von ihnen zu dem Andern, sondern Beide ließen ihre Umgebungen für sich reden und blickten sich auch nur zuweilen verstohlen an. In süße Gedanken versunken, erblickte Phaloe jetzt die väterliche Hütte und glaubte aus einem Traume zu erwachen. Noch zu sehr mit den Gefühlen beschäftigt, welche heute ihr Herz bewegten und ihr noch so ganz neu waren, vergaß sie das Lied zu singen, durch welches sie sonst dem Vater ihre Rückkehr zu verkündigen pflegte. Jetzt trat der Greis heraus und war, wie es schien, nicht wenig darüber beunruhigt, seine Tochter von einem Fremden begleitet zu sehen. Allein Kaled beruhigte ihn leicht, indem er ihm die Veranlassung erzählte; zugleich aber konnte er nicht unterlassen, seine Gefühle für Phaloe und die Hoffnung, mit welcher er sich schmeichelte, zu erkennen zu geben.«

»Kaled hatte eine äußerst glückliche Physiognomie und in seinen regelmäßigen Zügen lag der Ausdruck einer Sanftmuth, die selbst durch den Krieg nicht verloren hatte. Bald gewann er das Zutrauen des Greises und die Liebe der Tochter. Er kehrte öfter zu der Fischerhütte wieder und Phaloe, die ihn jedes Mal mit neuem Vergnügen sah, bemerkte kaum, daß er ihr zu ihrem Glücke unentbehrlich geworden war.«

»Eines Morgens kam Kaled früher als gewöhnlich; aber sein trauriges Gesicht ließ auch in voraus ahnden,

daß etwas Ungewöhnliches geschehen sey. Phaloe zitterte, ohne zu wissen warum; Gia Hassan eilte auf die Stimme seiner Tochter so schnell als möglich herbei und Kaled sagte zu ihnen:

»Ihr wißt, weise Hoffnung ich seit einiger Zeit hegte; ihr wißt, daß ich darauf rechnete, in kurzer Zeit verabschiedet zu werden und alsdann meine Phaloe als Gattin heimführen zu können; ihr wißt, daß selbst mein Vorgesetzter mir dies versprochen hatte, und nun ist alle Hoffnung dahin! Als ich gestern Abend von ihr in die Stadt zurückkehrte, hatte sich dort schon die beunruhigende Nachricht verbreitet, daß uns ein bedeutender Krieg bevorstehe; und heute rüstet sich der Kalif schon, in's Feld zu rücken. O, Phaloe o, Hassan! ich muß ihn begleiten, ich muß euch verlassen, um euch vielleicht nie wieder zu sehen!« — Sein Schmerz ließ ihn nicht weiter reden und auch Phaloe und Hassan vermochten kein Wort vor Betrübniß zu erwiedern. Endlich sprach Hassan tröstend zur weinenden Tochter: »Beunruhige Dich nicht zu sehr, mein Kind; vielleicht steht es für Dich noch nicht so schlimm, als Du glaubst. Der Kalif ist ja kein gefühlloser Tyrann; morgen will ich Dich zu ihm führen dann umfassen wir seine Kniee und Du bittest ihn, Dir den braven Kaled frei zu geben. Wenn der Anblick meines grauen Haares ihn nicht bewegen sollte; so wird sein edles, großmüthiges Herz doch Deiner Jugend, Deiner Schönheit und Deinen Thränen die

Gewährung Deiner Bitte nicht versagen können.««

»So sprach Hassan und in die Brust der beiden Liebenden kehrte die Hoffnung, auf ihr Gesicht das Lächeln zurück, und von dieser neuen Hoffnung belebt, kehrte Kaled nach Bagdad zurück, wohin ihn sein Dienst rief, nachdem er und Phaloe sich noch einmal ewige, unerschütterliche Treue geschworen hatten. Gia Hassan freute sich über ihre Liebe und segnete sie im Stillen, indem er auf sie die ganze Hoffnung seines Alters setzen mußte. Kaled mußte ihm versprechen, auf den Abend wieder zu kommen; Phaloe aber ging an diesem Tage nicht zur Stadt. Als ihr Geliebter sich entfernt hatte, kehrte ihre Unruhe zurück. Wenn der Kalif unerbittlich wäre. Wenn er das Flehen eines armen Fischers nicht hörte! Ach, bei diesen Gedanken empfand sie es deutlich, daß die Freuden der Liebe nicht ungestört und ungetrübt sind. In tiefes Nachdenken hierüber versunken, ging sie gegen Abend ganz unwillkürlich ihrem Geliebten entgegen. Sie war ganz allein in der weiten Ebene, als ein Fremder, in einen weiten Mantel gehüllt, sich ihr näherte und mit einer höchst gutmüthigen, mitleidigen Miene zu ihr sagte: »Du weinst, schönes Kind? Wer kann so schöne Augen trüben? Beim Mahomed! Verderben treffe den Schändlichen, der Dich zu Thränen bringt!« — »Ach, Herr der Kalif allein ist an meinem Kummer schuld!« sagte Phaloe, und erzählte dem Fremden ganz unbefangen, was sie gehofft und was sie nun so

erschreckt habe. Der Unbekannte bezeigte ihr, durch ihre Unschuld gerührt, seine ganze Theilnahme. Er nahm ein Stückchen Ziegelstein von der Erde auf, zeichnete ein Portrait darauf und sagte: »Nimm diese Zeichnung, liebe Phaloe, und wenn Du in den Pallast des Kalifen kommst; so vergiß nicht, sie vorzuzeigen. Ich bin ein Officier von der Leibwache des Kalifen und ich werde gewiß mein Möglichstes thun, um ihn zu Deinen Gunsten zu stimmen.« — Darauf begleitete er die junge Schöne in die Fischerhütte und Phaloe stellte ihn ihrem Vater als den vor, der ihr beistehen und Kaled befreien wolle. Der Greis lud ihn ein, an ihrem einfachen Mahle Theil zu nehmen und der Officier nahm es dankbar an und aß und trank mit dem besten Appetite. Bald aber erhob er sich wieder und sagte: »Es thut mir leid, daß ich euch schon so früh wieder verlassen muß; aber mein Dienst ruft mich zum Fürsten. Lebt wohl, guter Freund! Leb wohl, reizende Phaloe, und vergiß nicht, was ich Dir empfohlen habe; auch erinnere Dich des Namens *Nadir*!« Damit verließ er die Schwellen, indem er Phaloe's Hand zärtlich in der seinigen drückte und verschwand.«

»Kaum hatte er die Hütte verlassen, so trat Kaled herein; der Fremde war ihm begegnet und hatte sorgfältig sein Gesicht vor ihm versteckt. Kaled liebt Phaloe von ganzem Herzen, er ist fest überzeugt, daß auch sie ihn wieder liebt; aber jung und feurig, wie er ist, kann er doch eine Regung der Eifersucht nicht bei sich

unterdrücken. Seine Verwirrung, seine hastigen Fragen verrathen ihn und Phaloe erzählt ihm mit der größten Unbefangenheit den ganzen Hergang der Sache und kann die Theilnahme und das Mitleid des Fremden nicht genug rühmen. »Hat sich denn dieser Menschenfreund nicht genannt?« fragt Kaled. — »Mein Sohn,« erwiedert Gia Hassan, »Nadir heißt er.« — »Nadir?« — »Ja, und er ist Officier bei der Leibwache des Kalifen.« — »Er ist ein Betrüger, ein Schurke, ein Verräther. Nadir ist ja mein Chef und in diesem Augenblicke komme ich erst von ihm her, während der Fremde mir hier begegnet, Ach, beste Phaloe! ich vermuthete es wohl; Deine Thränen haben den Unbekannten angezogen, dessen Absichten mir nun schon bekannt sind. Ja, ich kenne ihn schon; er ist derselbe, den ich oft bei einbrechender Nacht auf den Straßen von Bagdad und am Ufer des Tigris habe umherschleichen sehen. Er ist ein höchst gefährliches Wesen, daran zweifle ich keinen Augenblick mehr. O, fürchtet ihn, fürchtet seine Absichten! Wißt ihr, wozu er fähig ist, welche Gefahren euch seine Gegenwart bringen kann? Glaubt mir, er ist ein Vampyr!« — »Ein Vampyr!« sagte Hassan. — »Ein Blutsauger?« wiederholte die furchtsame Phaloe, indem sie ihrem Vater näher rückte. — »Ja, ein Blutsauger. Er ist eins jener Ungeheuer, die so lange Zeit ein Schrecken unsres Landes gewesen sind und deren Opfer so viele Liebende, so viele Eltern beweinen, Ach, dies Unglück fehlte mir noch, um mich vollends zur

Verzweiflung zu bringen!««

»Der gute Alte und seine Tochter gaben sich alle Mühe, um Kaled zu beruhigen; aber unruhig wie alle Liebende, plagte den jungen Menschen schon wieder ein neuer Kummer. Der Kalif war nämlich am nächsten Tage nicht zu sprechen, weil er mit seinen Ministern dringende Verhandlungen vorzunehmen hatte, und so konnten also Hassan und Phaloe erst am nächst folgenden Tage zu ihm gehen.«

»Phaloe indeß zerstreute auch diese Besorgnisse durch ihre Zuversicht; und wenn sie gleich keine Gründe für dieselbe hatte, so sagte ihr doch eine innere Ahndung, daß sie nicht fern mehr vom Ziele ihres Glücks und ihrer Wünsche sey.«

»Am folgenden Tage kam der Fremde schon früh Morgens wieder zu Hassans Hütte und Phaloe, die allein war, konnte sich eines heimlichen Schauderns nicht enthalten. — »Was fehlt Dir, schöne Phaloe? Du scheinst Dich zu fürchten.« — »Ach, gnädiger Herr, wenn es wahr ist, was man sagt, so seyd Ihr ja ein furchtbares Wesen.« — »Wie so?« — »Ja, ein Ungeheuer!« »Wer hat Dir denn so schmeichelhafte Vorstellungen von mir beigebracht?« — »Kaled.« — »Kaled?« — »Ja, Herr, er sagt, Ihr wäret ein Vampyr!« — »Ich, ein Vampyr Wie meint er das?« — Mit Mühe unterdrückte der Fremde hier seinen Zorn und fuhr dann fort: »Kannst Du glauben, liebe Phaloe, daß ich Dir Leides thun werde? Mein Gesicht sieht doch nicht

danach aus?« — »Ach, dem Gesichte darf man nicht immer, trauen; die Menschen sind treulos!« — »Nun gut, so geh zum Kalifen, Du wirst bald sehen, wie treulos ich bin; ich werde mich an Kaled rächen. Leb wohl!« — Damit verschwand er, wie am Abend vorher, und Phaloe fing an zu zittern, denn der Fremde sah sehr böse aus, als er den Namen Kaled aussprach. Unterdeß kehrte Gia Hassan zurück und Phaloe theilte ihm ihre Besorgniß mit, die diesmal nicht ohne Grund war. Langsam vergingen ihnen nun die Stunden des Tages; endlich wurde es Abend und Kaled erschien; aber als er eben den Fuß über die Schwelle der Hütte setzen wollte, fielen mehrere Soldaten, die im Gebüsche versteckt gewesen waren, über ihn her und entwaffneten ihn. Gia Hassan und Phaloe brachen in lautes Geschrei aus und warfen sich vergebens den Soldaten zu Füßen; man antwortet ihnen, daß Kaled auf Befehl des Kalifen verhaftet werde. Was sein Verbrechen sey, konnte Kaled nicht erfahren, die Soldaten wußten nur, daß er in's Gefängniß geführt, werten solle. Als Phaloe dies hörte, sank sie bewußtlos zu Boden; der arme Fischer bedeckte sie mit seinen Thränen und Kaled, der trotz seines Widerstrebens von den Soldaten weggeführt wurde, verlor alle Hoffnung.«

»Der folgende Tag war ein solcher, wo der Kalif, von seinen vornehmsten Officieren umgeben, im höchsten Glanze selbst zu Gericht saß, die Klagen seiner Unterthanen anhörte und Recht sprach. Man führte ihm

den jungen Kaled vor, aus dessen Gesichte die Verzweiflung sprach und der mit ehrerbietigem Schweigen erwartete, daß er befragt werde. Um ihn her gab sich durch lautes, Murmeln eine lebhaftere Theilnahme zu erkennen; doch er hörte nicht darauf und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Ihm zur Seite stand ein junges, reich gekleidetes und verschleiertes Frauenzimmer, die kein Auge von ihm ließ; doch er dachte nur an sein Phaloe und ihre Sorgen.«

»Jetzt fragte man ihn: »Was hat Dir der Kalif zu Leide gethan, daß Du gewagt hast, Schmähungen gegen seine geheiligte Person auszustoßen? Antworte, Kaled!««

»»Meine Dienste in dem Heere des Oberhauptes der Gläubigen und das Blut, welches ich für seine Sache vergossen habe, zeugen für meine treue Anhänglichkeit an seine geheiligte Person und meine Zunge hat nie anders geredet, als mein Herz fühlt; das schwöre ich beim Mahomed!««

»»Du berufst Dich auf Deine Dienste und doch hast Du schon seit langer Zeit um Deine Befreiung nachgesucht.««

»»Ich liebe Phaloe, die Tochter des Fischers Gia Hassan, und kann nicht ohne sie leben. Ich glaubte, daß ich meinem gnädigsten Herrn meine Schuld bezahlt hätte und nun wohl ihr allein gehören dürfte.««

»»Ganz kürzlich hast Du Dir schwere Beschuldigungen gegen einen unbekanntem zu Schulden

kommen lassen.«««

»»»Ein Fremder hatte sich bei meiner Geliebten eingeschlichen und ich hatte ihn in bösem Verdachte. Ich hielt ihn für einen Vampyr und das habe ich auch gesagt.«««

»»»Nun, sieh her, hier steht der Vampyr!«««

»»»O Himmel, der Kalif!« rief Kaled und warf sich ihm zu Füßen.«««

»»»Steh auf,« sagte Harum al Raschid; »nimm tausend Beutel für Deine gute Aufführung, sey frei und heirathe Deine Phaloe.«««

»Bei diesen Worten des Kalifen sah Kaleb um sich und erblickte in der jungen Schönen, die neben ihm stand und jetzt den Schleier aufgehoben hatte, seine Phaloe, die mit ihrem Vater dem Geliebten in die Arme sank. Voll dankbarer Rührung warfen sich alle drei dem Kalifen zu Füßen und das umstehende Volk gab durch laute Beifallsbezeugungen seine Freude über den Sieg der Liebe zu erkennen.«

* * *

Als der Minister seine Erzählung geendigt hatte, wurde ihm allgemeiner Beifall zu Theil und so stieg sein Ansehen und seine Gunst bei Hofe von Tage zu Tage immer höher und schon schien er am Ziele seiner Wünsche zu seyn, als ein unglückliches Ereignis eintrat,

das indeß für ihn sehr günstig wurde und ihm neue Rechte auf das unumschränkte Vertrauen des Herzogs gab.

Die Prinzessin Eleonore hatte in ihren Zimmern ein Concert gegeben, bei welchem der ganze Hof zugegen gewesen war. Spät in der Nacht erst hatte sich die Gesellschaft getrennt und zur Ruhe begeben; alle Lichter waren ausgelöscht und alle Diener lagen in tiefem Schläfe; da wurde der Herzog durch den dicken Rauch, womit sein Zimmer erfüllt war, aufgeweckt. Er konnte nicht mehr athmen und wollte seine Diener rufen und das Zimmer verlassen, deshalb stand er eiligst auf; allein kaum hatte er das Bette verlassen, als er bewußtlos zu Boden sank. Doch, in diesem Augenblicke trat ein wachsamer Diener herein, hob den Fürsten auf und brachte ihn in Sicherheit. Unterdeß brach eine schreckliche Feuersbrunst aus; ein verborgenes Feuer wurde zur verzehrenden Flamme und die Sturmglocke weckte die Schläfer zu einem schrecklichen Erwachen. Die Verwirrung war allgemein und bald lag ein glühender Aschenhaufen an der Stelle des prächtigen Pallastes.

Nachdem die Unruhe vorüber war, wollte der Herzog wissen, wer ihn befreit und vom Ersticken gerettet habe. Der Minister, Lord Seymour selbst, war es gewesen. Der Fürst konnte ihm seine Sorgfalt nicht genug danken, er nahm ihn deshalb bei der Hand und führte ihn zu seiner Tochter und sagte, indem er ihn derselben vorstellte:

»Dieser ist es, der mir das Leben gerettet hat; ich überlasse es Dir, seinen Lohn zu bestimmen und die Schuld Deines Vaters zu bezahlen.« — Darauf entfernte er sich und ließ Lord Seymour mit seiner Tochter allein.

Die Prinzessin, durch die letzten Worte ihres Vaters verwirrt, stammelte einige Worte des Danks und fügte dann hinzu: »Das Andenken an den Dienst, welchen Sie meinem Vater geleistet haben, wird mir ewig heilig seyn; aber Sie müssen sich mit dem Gefühle meiner Dankbarkeit begnügen; denn welchen Lohn hätte ich für einen so allgeliebten Minister?« — »Ach, gewiß giebt es einen Lohn, der freilich nicht zu den Ehrenbezeugungen des Hofes gehört.« — »Und welchen?« — »Von Ihnen allein hängt es ab, ob er mir zu Theil werden soll.« — »Von mir?« — »Meine Ehrerbietung, mein Eifer, mein Streben Ihnen zu gefallen, mein ängstliches Schweigen in Ihrer Nähe, das alles hätte Sie längst von meinen sehnlichsten Wünschen bekannt machen können.« — »Mein Herr!« — »Vielleicht werden Sie meine Wünsche verdammen und es zu kühn finden, daß ich sie bis zu Ihnen erhebe; aber verzeihen Sie mir, ich habe Ihres Vaters Leben gerettet, ich eilte dann in jener verhängnißvollen Stunde nach Ihren Zimmern, um auch Sie —« — »Wie? waren Sie es, der mich in jener schrecklichen Nacht dem gewissen Tode entriß?« — »Was sagen Sie, gnädigste Prinzessin, wer hat Sie dem Tode entrissen, wann und wie? Erzählen Sie!« — »Das

Feuer machte reißende Fortschritte; Isine und Placida, meine Kammerfrauen, hatten mich verlassen, um Hülfe zu holen; von der Gefahr, die mich umgab, erschreckt, hatte ich den Gebrauch meiner Sinne verloren und glaubte mich auf immer meinem Vater entrissen, als ein Officier mich durch das Feuer rettete, mich den Armen meiner Frauen übergab und sich dann eiligst entfernte.« — »Und wer war dieser Officier?« — »Ich konnte ihn in der Verwirrung nicht erkennen.« — »Hat sich denn auch kein Zeichen gefunden, wodurch man ihn entdecken könnte?« — »Er verlor seinen Federbusch und dieser bewies mir, daß er ein Officier von der Leibwache seyn müsse; das ist aber alles, was ich von ihm weiß.« — »Wir müssen ihn zu entdecken suchen, Prinzessin; der Sohn des Herzogs Albini commandirt die Leibwache und wird uns dazu gewiß behülflich seyn können. Wer sein Leben für Sie wagte, kann nicht zu sehr belohnt werden; die größte Auszeichnung lohne ihm eine Gefahr, für die ich gern mein Leben, aufgeopfert hätte. Die Venetianer haben uns den Krieg erklärt; die Armee steht unter meinem Oberbefehle, und so will ich denn Ihrem kühnen Erretter das Commando in diesem Feldzuge geben. Er hat seinen Muth bewiesen und das ist für einen Feldherrn genug. Benachrichtigen Sie selbst, gnädigste Prinzessin, den jungen Albini hiervon; denn als Ihr Geschenk muß Ihr Erretter diesen Lohn empfangen. Wenn je das Zutrauen des Herzogs mir wünschenswerth gewesen ist, so

wünsche ich vorzüglich jetzt, daß er mir seine Zufriedenheit nicht versagen wolle.«

Diese Großmuth des Ministers war weniger eine Folge von seinem aufrichtigen Wohlwollen und seiner Gerechtigkeitsliebe, als vielmehr davon, daß er in dem jungen Manne, der so aufmerksam über das Wohl der Prinzessin wachen konnte, einen gefährlichen Nebenbuhler vermuthete, den er aus ihrer Nähe zu entfernen wünschte. Die Prinzessin indeß wurde dadurch getäuscht und war ganz von dem Edelmuthe des Ministers gerührt, als der junge Albini eintrat. Trauerflor verhüllte seine Waffen und ein heimlicher Kummer sprach aus seinen Zügen. »Prinzessin,« sprach er, »Sie haben mir befohlen, hier zu erscheinen; »ich bin zu Ihren Befehlen.« — »Vor allen Dingen,« erwiderte, die Prinzessin, »erlauben Sie mir, zu fragen, warum Ihre Waffen mit schwarzem Flor umwunden sind?« — »Forschen Sie nicht nach einem Geheimnisse, Gnädigste, das ich nicht enthüllen darf; mir ist diese Trauer lieb und ich habe geschworen, sie nicht eher abzulegen, als bis ich einen verlorenen Federbusch wiederfinden werde.« — »Ihren verlorenen Federbusch? Warten Sie, den kann man ja leicht durch einen andern ersetzen und ich selbst will Ihnen damit dienen.« — »Wie, gnädigste Prinzessin!« — »Hier!« — »O Himmel!« — »Erkennen Sie ihn vielleicht?« — »Gnädige Frau,« sagte Albini verlegen, »nein — ich kann mich nicht erinnern . . .« — »Nicht?«

erwiederte Eleonore. »Und wem gehört er denn?« — »Das sollen Sie vielleicht einst erfahren!« — »Albini,« fiel der Minister ein, »der Officier, dem er gehört, steht unter Ihren Befehlen und Sie müssen ihn entdecken, denn das Heer erwartet, daß er sich der Ehre würdig zeige, welche die Prinzessin für ihn ausgewirkt hat.« — »Hier, Albini,« fügte die Prinzessin hinzu, »dies Papier enthält seine Belohnung, und so möge er mit Gott zu seiner Bestimmung abreisen!« — »Sie befehlen und er wird sogleich reisen!« — »Seinen Federbusch will ich behalten und ihm einst selbst zurückgeben. Für das Glück seiner Waffen und für sein Wohl werde ich beten.« — »Auch für ihn wollen Sie beten!« rief Albini sehr lebhaft, »so leben Sie denn wohl! Er wird für Sie sterben, oder einst als Sieger zurückkehren.«

Noch ehe der Tag zu Ende ging, erfuhr die Prinzessin, daß Albini zur Armee abgereiset wäre. Er war es also gewesen, der ihr das Leben gerettet hatte; doch warum verschwieg er es so geheimnisvoll? Seine Verwirrung, als er mit der Prinzessin sprach; auch wohl die Furcht, sich vor einem so bedeutenden Zeugen zu erklären, alles dies ließ seine Liebe zur Prinzessin vermuthen Und sein Schweigen gab den Gefühlen, die er nicht zu offenbaren wagte, noch einen höhern Werth. Die Prinzessin aber war auch ein würdiger Gegenstand seiner Liebe; denn die vollendetste Schönheit erblickte man an ihr mit Grazie und Herzensgüte vereinigt. In tiefe Träume, deren

Gegenstand Albini war, versunken, saß sie auf ihrem Zimmer, als der Herzog zu ihr trat und sie bat, dem Minister ihre Liebe zu schenken, dem er sie zur Gemahlin bestimmt habe. Der Wille des Vaters war für sie Befehl und da sie nichts einzuwenden wußte, versprach sie zu gehorchen. Der Minister, entzückt über ihre Einwilligung, gab die glänzendsten Feste und that alles, um ihr zu gefallen; und wirklich gelang es ihm, bei Eleonoren Interesse für sich zu erwecken, so daß ihre Verbindung ganz entschieden war.

Albini indeß zauderte nicht, seinen Muth zu beweisen und täglich erhielt der Hof die erfreulichsten Nachrichten über die Fortschritte des Heeres, welches er befehligte; aber, weit entfernt, seine braven Officiere zu belohnen, verschwendete man vielmehr, aus unbegreiflichen Ursachen, Ehrenbezeugungen aller Art an Aufrührer und Feinde des jungen Prinzen Albini, welche der Minister sehr in seinen Schutz nahm. Der Gouverneur des Pallastes hatte schon seit längerer Zeit umsonst versucht, das Ansehn und den Einfluß des Ministers bei dem Herzoge zu schwächen; dieser sah alles durch die Augen seines Ministers an und so blieb es, wie es war. Der Tag, welcher Lord Seymour mit der Prinzessin verbinden sollte, war indeß auch herangerückt; die glänzendsten Feste waren vorbereitet und mit einer Jagdparthie sollten die Feierlichkeiten der Vermählung beginnen.

Der Tag war schwül und die Pferde eilten eben so

begierig, als die Jäger, dem nahen Walde entgegen, wo die Gesellschaft sich verteilte. Die Prinzessin entfernte sich von ihrem zahlreichen Gefolge und ruhte unter einem schattigen Gebüsch aus, wo sie sich Gedanken und Erinnerungen überließ, die sie noch nicht hatte verbannen können. Eine große Unruhe bewegte ihr Inneres; denn in wenig Stunden sollte sie nun mit Lord Seymour verbunden werden. Sie empfand zwar keinen Widerwillen gegen diese Verbindung; aber dennoch erweckte ein zärtliches Gefühl ihr Mitleid für den edlen Albin. Indem ihr Geist sich so wechselnden Gedanken und Gefühlen überließ, trat eine unbekante zu ihr. »Ich komme,« sagte sie zu Eleonore, »um Euch, schöne Prinzessin, das Leben zu retten. Fürchtet die Verbindung, welche Ihr schließen wollt, denn Euer Hochzeitstag wird auch Euer Todestag seyn. Der Gemahl, den Ihr gewählt habt, ist ein Ungeheuer, welches Euch in der ersten Umarmung das Leben rauben wird. Ihr erstaunt über meine Worte? Ach, es ist nur zu wahr, was ich Euch sage; ich selbst bin ja eins seiner unglücklichen Opfer. Folgt meiner Warnung und fliehet ein Unglück, das Euch schon zu erreichen droht; die Zeit wird Euch das Uebrige lehren.«

Eleonore, über das, was sie gehört hatte, höchst verwundert, wollte die Fremde, welche sich schnell entfernte, noch einmal zurückrufen; aber kaum war sie aus ihrem ersten Erstaunen zurückgekommen, als der

ganze Hof sich um sie her versammelte und sie zur Rückkehr einlud.

In der Residenz nun folgten alle möglichen Lustbarkeiten auf einander; die Prinzessin aber, von einer unerklärlichen Furcht beseelt, vermied die Huldigungen des Hofes und verbarg sich in einer Maske, in welcher sie nicht fürchten durfte, erkannt zu werden. In dieser Verkleidung wurde sie dennoch von einer andern Maske angeredet, welche zu ihr sagte: »Vergebens, o angebetete Prinzessin, verbirgt Sie ein undurchdringlicher Schleier unsern Augen. Die meinigen haben Sie erkannt, und wie könnte man auch an diesem edlen Gange, dieser Grazie, dieser bezaubernden Leichtigkeit die schöne Eleonore verkennen? Verzeihen Sie einem Menschen, der Sie anbetet, ein Geständniß, das ihm das Leben kosten kann. Ach, als ich in Ihrer Nähe war, da unterdrückte ich das Geständniß meiner Liebe und zwang mich zum Schweigen; aber jetzt, wo Ihr Auge den Kühnen nicht erkennen kann, jetzt bewahrt meine Brust nicht länger das heiligste Geheimniß, um das Vergnügen zu haben, es Ihnen offenbaren zu können. Ach Eleonore! . . .« — Bei diesen Worten nahm die Prinzessin, höchst erzürnt, dem Unbekannten die Maske vom Gesicht und entlarvt stand vor ihr und der ganzen Gesellschaft der junge Albini da. »Junger Mann,« sagte der Herzog sehr ernst, »warum haben Sie ohne meinen Befehl die Armee verlassen?« — »Gnädigster Herr,« erwiderte Albini, »schon oft habe

ich mein Leben für Sie gewagt. Der Muth, den ich durch nicht unrühmliche Thaten bewährt zu haben glaube, giebt mir ein Recht auf das Zutrauen meines Fürsten und ich bitte Sie, mir zu glauben, daß ich meine Soldaten nur verlassen habe, um Ihnen, gnädigster Herr, einen noch wichtigern Dienst zu leisten. Ich weiß zwar, daß man mich bei Ihnen verleumdet hat; ich kenne meinen Feind; aber weniger darauf bedacht, mich zu vertheidigen und vor seinen Streichen zu schützen, als vielmehr Sie selbst, gnädigster Herr, vor dem Unglücke zu warnen, das Ihnen bevorsteht, komme ich, um hier den Minister feierlichst anzuklagen.« — »Wen klagen Sie an?« fragte der Herzog. — »Lord Seymour, den Minister, der auf Verderben gegen Sie sinnt, klage ich an und Sie sollen die Zeugen seiner Verbrechen hören.« — In diesem Augenblicke öffnete sich ein Vorhang auf dem erhöhten Sitze der Musikanten und Aubrey, Leonti und Nadur-Heli erschienen, als Troubadours gekleidet, und sangen erst Jeder eine Strophe, worin ein Jeder über das, was er verloren hatte, klagte; dann aber sangen alle Drei noch eine Strophe, in welcher sie auf den vornehmen Bösewicht, der sie Alle betrogen hatte, aufmerksam machten.

Kaum aber hatten sie diese Strophe geendigt, als Lord Seydmour wüthend auf sie zu eilte und sagte: »Schweigt, ihr unverschämten Abentheurer, die ihr nur hieher gekommen zu seyn scheint, um Zwietracht und

Verleumdung in diesem Zirkel zu verbreiten!« — »Ich erkenne in rief Aubrey laut, »Lord Seymour ist kein anderer als Lord Ruthwen, der meine Schwester gemordet hat!« — »Er ist es,« sagte Leonti, »der mir die geliebte Bettina geraubt hat!« — »Ja,« fügte Nadur-Heli hinzu, »es ist derselbe Bösewicht der Cymodora mir entführt und ums Leben gebracht hat.« — »Er ist es,« eine andere Stimme, »der den geheimen Befehl gegeben hat, Feuer im herzoglichen Pallaste anzulegen, weil er bei dieser Gelegenheit sich ein Verdienst um seinen Fürsten und den Schein der größten Aufmerksamkeit auf sein Wohl zu erwerben hoffte.« — »Hütet euch vor dem Blutsauger!« riefen viele Stimmen durch einander.

Erstaunen und Schrecken war auf allen Gesichtern verbreitet und man erwartete, daß jetzt etwas Außerordentliches geschehen werde. Der Herzog schien unruhig und unentschlossen, und schon konnte man in seinen Blicken lesen, daß er, noch nicht von den Beschuldigungen überzeugt, erst die Rechtfertigung seines Ministers hören wollte. Er befahl deshalb, das Fest nicht zu unterbrechen und alle Eingänge des Pallastes zu bewachen, und hierauf begab er sich mit Lord Seymour in sein Kabinett. Wie viel Gewalt Letzterer schon über seinen Herrn erhalten habe, das zeigte sich hier ganz deutlich; denn in wenigen Augenblicken gelang es ihm nicht nur, sich selbst ganz zu rechtfertigen, sondern auch Jenen ganz nach seinen Wünschen zu stimmen, und so

wurde denn bald nachher ein Befehl bekannt gemacht, wodurch der alte ehrwürdige Albini verbannt, Leonti, Nadur-Heli und Aubrey aber verhaftet wurden. Nun war auch der junge Albini überzeugt, daß er der Rache des Ministers aufgeopfert werden würde; sogleich eilte er daher, den Pallast zu verlassen, ehe er vielleicht noch seiner Freiheit beraubt würde, und bemerkte nicht, daß ihm Jemand eben so schnell folge. Schon war er am Thore des Pallastes, schon wollte er hinaustreten, als dieselben Soldaten, deren Anführer er so lange gewesen war, ihm den Weg vertraten und indem sie ihn umringten, zu ihm sagten: »O Ihr, unser würdiger Anführer, unser Wohlthäter, rechnet ganz auf uns; wir opfern freudig unser Leben für Euch auf, für Euch sind wir schon bewaffnet!« — »Gegen wen?« — »Gegen Eure Feinde.« — »Meine Feinde sind die Feinde des Herzogs und Soldaten, wie ihr, müssen nur im Kriege für ihren Fürsten sich muthig zeigen.« — »Euer Leben wird aber bedroht, und gern möchten wir es Euch aus Dankbarkeit retten.« — »Das ist meiner Ehre zuwider.« — »Wir sollten Euch arretiren.« — »Nun, so gehorcht.« — »Ja, der Minister hat es so befohlen —« — »Und ich verbiete es euch, Soldaten!« sagte die Prinzessin, welche jetzt hervortrat. — »Gnädigste Prinzessin, Sie selbst haben es ja so gewollt; was mich nur auch treffen mag, ich werde mich nicht über mein Schicksal beklagen.« — »Grausamer sind Sie noch nicht überzeugt, daß ich mich in Ihrer

Person geirrt hatte? Albini, die Zeit ist kurz, fliehen Sie, ich beschwöre Sie darum!« — »Wache, thut eure Pflicht.« — »Unsere Pflicht ist Euch zu rächen; sagt nur, wen unsere Rache treffen soll!« — »Ich habe euch bisher ein Beispiel der Tapferkeit gegeben; jetzt will ich euch auch ein Muster der Treue seyn. Der Befehl, den man euch gegeben hat, ist im Namen des Herzogs gegeben, deshalb gehorcht! Ich will es.« — »O laßt Euch erbitten, gebt unserm Flehen wenigstens Gehör!« — »Steht auf Cameraden,« sagte Albini gerührt, »und thut, was ich fordere. Der Herzog hat befohlen, hier sind meine Waffen. Nun führt mich fort!« — »Vermögen auch Eleonorens Bitten den stolzen Albini nicht zu bewegen?« — »Eleonore, ach! . . .« Nun stand er einen Augenblick still, als ob sein Entschluß noch schwankte, aber dann sagte er schnell gefaßt: »Leben Sie wohl, Prinzessin; ich fühle, daß es süß ist, durch Sie zu sterben.«

»Albini, der mich liebt, Albini, der mir das Leben gerettet hat, der auch mir so theuer ist, Albini stürzt durch meine Unvorsichtigkeit in's Verderben! An mir ist es jetzt, ihn zu retten!« So sprach die Prinzessin und eilte auf ihre Zimmer zurück, wo sie tausend Pläne entwarf und zulegt die Hoffnung festhielt, ihren Vater durch Bitten zu bewegen. Die Nacht war vorüber, ohne daß Eleonore geschlafen hatte. Bleich und mit verweinten Augen trat sie, als der Tag angebrochen war, zu ihrem Vater und sagte:

»Lieber Vater, Albini, der Anführer Deiner Leibwache, der Befehlshaber des Heeres, dieser treue Krieger, der nur seinem Fürsten dient, ist am Thore des Pallastes wie ein Verbrecher verhaftet. Ich komme, um Deine Gerechtigkeit anzuflehen für ihn.« — »Wie kann meine Tochter an einem Schuldigen so viel Antheil nehmen?« — »Er ist nicht schuldig!« — »Er hat seinen Posten bei dem Heere verlassen.« — »Um uns eine wichtige Nachricht zu geben.« — Er hat meinen Minister verleumdete.« — »Es ist möglich, daß man ihn getäuscht hat.« — »Er hat es gewagt, seine Liebe bis zu Dir zu erheben und sogar sie Dir zu gestehen.« — »So ist doch wenigstens durch meine Hand der Schleier des Geheimnisses derselben gehoben.« — »Dein Betragen macht auch Dich schuldig.« — »Es rechtfertigt mich; denn wenn ich ihn gekannt hätte, so würde ich geschwiegen haben.« — »Es ist also wahr, daß Du diese unsinnige, Deiner unwürdige Liebe theilst; daß Du selbst dem Albini gestattet hast, des Nachts Dich hier im Schlosse zu sprechen; daß man seinen Federbusch in Deinem Zimmern gefunden hat?« — »O Himmel! welche Lästerung! und Du kannst es dulden, daß Deine Tochter dergleichen erfahren muß?« — »Die Wärme, mit welcher Du Albini vertheidigst, beweist mir hinreichend, daß er schuldig ist und mit seinem Leben soll er büßen!« — »Halt ein, mein Vater, und überzeuge Dich von meiner und von Albini's Unschuld. Er war es, der bei jener

Feuersbrunst mir das Leben gerettet hat; bei der Verwirrung verlor er seinen Federbusch, den ich aufhob, um daran einst meinen Erretter zu erkennen und ihn dann zu Dir zu führen. Laß Albini kommen, frage ihn selbst und Du wirst als erfahren und ihm wird Gerechtigkeit werden. Ach, erhöre das Flehen Deiner Tochter! Du bist gerührt, ich sehe es und fasse Hoffnung; ich werde sogleich den Beweis von Albini's Ergebenheit herbeiholen.« — Schnell eilte sie auf ihr Zimmer und fragte und suchte nach dem Federbusche; doch umsonst. In diesem Augenblicke brachte man ihr nun auch die Nachricht, daß der Minister ein Gericht versammelt habe, um Albini zu verurtheilen; hierdurch auf's Neue erschreckt, erinnerte sie sich wieder an die Vorwürfe, welche der Herzog ihr gemacht hatte und dachte dann über den Zusammenhang dieser Umstände nach. Wer konnte es gewagt haben, ihr den Federbusch zu rauben? Nur ein einziger Mensch wußte um das Geheimniß und dieser hatte sich von der Eifersucht leicht bewegen lassen, sich desselben zu seiner Rache zu bedienen. Aber die Prinzessin war fest entschlossen, alles zu versuchen und alles zu wagen, um jene schändliche Verleumdung zu widerlegen; ihr Unwille gab ihr Kraft und schon schickte sie sich an, selbst vor die Richter zu treten, als der Minister zu ihr kam und ihr anzeigte, daß Albini verurtheilt sey.

»Was verlangen Sie denn von mir?« — »Dieser

ungerechte Spruch,« sagte Eleonore, »wird nicht ausgeführt werden; ich selbst werde reden und Albini vertheidigen und mein Vater wird mich hören.« — »Geben Sie diese Hoffnung auf, Prinzessin, der Herzog hat Albini's Verurtheilung schon bestätigt.« — »Grausamer das ist Ihr Werk. Sie haben leider schon zu viel Macht an diesem Hofe; aber Sie sollen mir für Albini's Leben haften. Sie müssen das gefällte Urtheil zurücknehmen.« — »Sie verlangen von mir etwas, das dennoch meine Macht übersteigt.« — »Nun, so begünstigen Sie wenigstens seine Flucht und geben Sie sogleich Befehl, daß man ihn frei lasse; oder fürchten Sie Alles von meiner Verzweiflung.« — »Und wenn ich nun meine Pflicht sogar überträte, um Ihnen keine Bitte abzuschlagen, werden Sie auch dann noch dem Manne, der Sie liebt, keine Hoffnung geben?« — »Daß Sie dem Willen Ihres Vaters Gehör geben, welcher uns noch heute am Altare verbunden zu sehen wünscht.« — »Schreiben Sie den Befehl zu Albini's Freilassung und ich willige in Alles!« — »Sie wollen also wirklich?« — »Ja, ich will.« — »Gut dann, hier ist der Befehl, den Sie verlangen Heute Abend, gegen Mitternacht, werden auch Sie Ihr Versprechen in der Schloßkapelle halten!« —

So wußte Lord Ruthwen mit der größten List alles nach seinem Willen zu leiten. Er bestimmte die Vorbereitungen zu seiner Verbindung und ordnete alles im Schlosse an, ohne den Herzog zu fragen, der in der

That nur noch einen Schatten von Ansehn und Macht hatte. Aber gerade jetzt bemerkte man an dem Herzoge eine Unruhe, die nicht die beste Vorbedeutung für seinen Minister war. Er schien seine Gegenwart zu vermeiden, ihn ungern zu hören und mißtrauisch gegen seinen Rath zu werden. Mit einem einzigen Worte zwar könnte er das Joch zerbrechen, das er anfangs nicht für so drückend gehalten hatte; aber er hatte den Muth nicht, dies einzige Wort auszusprechen.

Während auf diese Weise im herzoglichen Pallaste alles auf einen entscheidenden Moment gespannt war, erwartete auch Albini, mit Ketten beladen, seine entscheidende Stunde. Ohne Furcht war er vor seinen Richtern erschienen; stolz auf seine Unschuld und auf seine Verdienste, war er begierig, sich zu rechtfertigen; als man ihm aber, nachdem man ihm schon seine Entfernung von der Armee zum Verbrechen gemacht hatte, nun auch seinen Federbusch, als einen Beweis seiner verbrecherischen Absichten auf die Prinzessin zeigte, da glaubte er, daß Eleonore sich gegen ihn erklärt habe und leistete auf jede Vertheidigung Verzicht.

Verurtheilt und ohne Hoffnung verdammt, klagte er in seinem Gefängnisse nur darüber, daß Eleonore gegen ihn gezeugt, und daß sie gerade solche Beweise gegen ihn vorgebracht habe, die sie doch an alles, was er für sie gethan hatte, hätten erinnern sollen. Während er noch hierüber klagte, trat Jemand in seinen Kerker, den er in

der Finsterniß nicht sogleich erkennen konnte. »O, sage mir, unbekanntes Wesen,« sprach Albini, »was Dich in diesen schrecklichen Kerker führt? Du seufzest, Du weinst; o, sag mir, wer bist Du?« — »Kannst Du mich noch verkennen?« — »O, Himmel. Eleonore.« — »Ich komme, um Deine Ketten zu zerbrechen.« — »Du selbst! an diesem Orte, in dieser Stunde?« - »Ach, Du weißt nicht, wie viel mich Deine Freiheit kostet!« — »O, sprich, Du himmlisches Wesen!« — »Ich bringe Dir ein großes, ein fürchterliches Opfer, das noch schrecklicher durch meine Liebe zu Dir wird.« — »Was werde ich hören müssen?« — »Wisse, daß ich für Deine Befreiung das Versprechen habe geben müssen, mich mit Deinem Feinde zu verbinden.« — »O, beim Himmel diese abscheuliche Verbindung, kann nicht, darf nicht vollzogen werden. Bedenke, daß Du Dein Leben dabei einbüßen wirst!« — »Ich bedenke nur Deine Rettung und nun folge mir, oder seh mich hier zu Deinen Füßen sterben.« — »Ja, ich will Dir folgen, denn eine neue Hoffnung steigt in mir auf. Ja, himmlisches, angebetetes Wesen, ich weiß noch eine Rettung für Dich und ich eile, sie herbei zu führen.« — »Was willst Du thun?« — »Kehre in das Schloß zurück. Morgen, wenn die Sonne aufgeht, sind wir gerächt, Leb wohl.« Die Prinzessin konnte ihn nicht zurückhalten. Besorgt, daß seine Heftigkeit ihn auf's neue in's Verderben stürzen könnte, irrte sie lange in der Finsterniß der Nacht umher und kam

erst spät in das Schloß zurück, wo man sie schon erwartet hatte, indem alles zu der bevorstehenden Feierlichkeit bereit war. Ihre Dienerinnen schmückten sie wider ihren Willen und bald darauf trat sie bleich und bestürzt in die verhängnisvolle Kapelle.

Der Herzog bemerkte ihren Zustand und beunruhigte sich darüber; der Minister aber schrieb ihn einem vorübergehenden Uebel zu und beschleunigte den Augenblick, der ihn, wie er sagte, zum Glücklichsten unter den Menschen machen sollte. Eleonore gehorchte dem Willen ihres Vaters und ihr Mund sprach das unwiderrufliche Ja aus. Nun noch ein Augenblick und die edle Freundin Albini's muß ihren Geist auf dem bräutlichen Lager aufgeben, das nur zur Freude bereitet ist!

Am folgenden Morgen herrschte die größte Unruhe im herzoglichen Pallaste. Man zeigte dem Fürsten an, daß seine Tochter dem Tode nahe sey und von Mitgefühl und inniger Theilnahme bewegt, versammelte sich das Volk im Gotteshause zu einem gemeinschaftlichen Gebete. Da trat eine weibliche Gestalt an den Altar, es war Bettina. »Freunde,« sprach sie zu der versammelten Menge, »ich habe in dieser Nacht die bedauernswürdige Eleonore vor dem ihr bevorstehenden Schicksale gewarnt, aber meine Worte sind todt in den Lüften verhallt, und als ich mich wieder entfernen wollte, fühlte ich mich plötzlich von einem vergifteten Pfeile getroffen. Ein Vampyr hat mich

und eure Prinzessin gemordet und dieser Vampyr ist der Minister des Herzogs. Eleonore stirbt, ich sterbe; rächet sie und mich!« — So sprach sie und sank leblos an den Stufen des Altars nieder. Sogleich stürzte ein großer Haufen und mit diesem auch Leonti, zum Tempel hinaus, um das Werk der Rache zu vollziehen. Leonti eilte voran, erreichte Lord Ruthwen und durchbohrte ihn mit seinem Schwerdt; sogleich aber zog er das blutige Schwerdt wieder zurück und stürzte sich selbst hinein.

Der Tumult war schrecklich und tausendstimmig tönte das Rachegeschrei durch die Lüfte; da trat Albini an der Spitze der Soldaten vor, beruhigte das Volk und legte dann seine Waffen zu den Füßen des Herzogs nieder, dem er ewige Treue schwur. Seine Soldaten folgten seinem Beispiele, er selbst aber rieth, vor allen Dingen der Prinzessin zu Hülfe zu kommen. Doch, es war zu spät; denn schon hatte ihr sterbender Mund zum letzten Male Albini's Namen gerufen.

Die Trauer über einen so großen Verlust wurde täglich durch neue Unglücksfälle vermehrt, indem noch mehrere der schönsten Frauen auf unbegreifliche Weise starben. Vergeblich erschöpfte man sich in Vermuthungen darüber, bis endlich Aubrey von neuem Verdacht gegen den scheinbar getödteten Vampyr erweckte. Man begab sich darauf an den Ort, wo Lord Ruthwens Körper beigesetzt war und öffnete das Grab. Da lag der Körper des Schändlichen. Eine gräßliche Blässe bedeckte sein

Gesicht, und dennoch erblickte man deutliche Spuren des Lebens, Seine funkelnden Augen glänzten mit einem schrecklichen Ausdrucke und seine von Blut gefärbten Lippen zuckten noch, als ob sie sich an einem schrecklichen Genusse weideten.

Beim Anblicke dieses wunderbaren Zustandes schauderten alle Anwesenden zurück. Die Abgesandten des Hofes zeichneten diese Begebenheit auf, um die Erzählung von derselben in den Annalen von Modena zu bewahren; der Herzog aber befahl, als man ihn davon unterrichtet hatte, daß man, um neuen Unglücksfällen vorzubeugen, dem Ungeheuer mit einem glühenden Eisen die Augen ausbrennen und das Herz durchbohren sollte.

Nachdem dies geschehen war, hörten die Verwüstungen des Vampyrs auf. Der Herzog war über den Verlust seiner Tochter und über so viele Unglücksfälle, die er durch sein blindes Vertrauen auf Lord Seymour veranlaßt hatte, untröstlich. Er rief, um seine Fehler wieder gut zu machen, sogleich den alten Albini zurück und ernannte den Sohn desselben zu seinem Minister. Dieser überhäufte Aubrey und Nadur-Heli mit Wohlthaten und bewog sie, ganz in Modena zu bleiben. Nach langer Anstrengung gelang es ihm endlich auch, die Ruhe und das Glück seines Vaterlandes wieder herzustellen und für immer wird nun zu Modena sein Name mit Ehrfurcht und Dankbarkeit genannt.